W. Kissenberth
Diss. Rostock
1907.

Antoine d'Hamilton.

Sein Leben und seine Werke.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Rostock

vorgelegt

von

Wilhelm Kissenberth

aus Landshut in Bayern.

ACAD
LUGD BAT
BIBL.

BERLIN.

Universitäts-Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke)

Linienstraße 158.

1907.

Begutachtet von Herrn Professor Dr. R. Zenker.

Meinen lieben Eltern

in Dankbarkeit

gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41553618_0034

Nach einem Originalstich von Fessard (Nationalgalerie Paris) photographiert vom Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

Bildnis Antoine d'Hamiltons. Seite

Vorwort 7

I. Kapitel: Biographie 10

II. Kapitel: Mémoires de Grammont 45

III. Kapitel: Die Märchen und die übrigen Prosawerke Hamiltons. Seine Poesie 69

Anhang 105

Bibliographie 109

Vorwort.

Die folgende Abhandlung soll sich mit Antoine d'Hamilton, seinem Leben und seinen Werken, mit besonderer Berücksichtigung seiner *Mémoires de Grammont* beschäftigen. Bei der verhältnismäßig großen Zahl von Schriften, die sich in mehr oder minder erschöpfender Weise mit diesem Autor befassen, war es für den Verfasser schwierig, Neues zu bringen. Wenn er es trotzdem unternommen hat, Leben und Werke des berühmten Schriftstellers und Dichters von Saint-Germain zum Gegenstande einer Studie zu machen, so glaubte er sich hierzu um so mehr berechtigt, als bisher eine eingehendere Schilderung des Lebensganges Hamiltons überhaupt nicht, eine kritische Beurteilung seiner Werke aber nur von französischen und englischen Schriftstellern gegeben worden ist, während deutscherseits keine bemerkenswertere Arbeit, sicherlich aber keine Sonderabhandlung über ihn vorliegt. Ganz entgegen den Äußerungen mancher moderner Literaten Frankreichs, die, von den *Mémoires de Grammont* abgesehen, sich geringschätzig über die „abgeschmackte" Schreibweise Hamiltons aussprechen, ist und bleibt er doch eine so interessante literarische Persönlichkeit, daß er eine monographische Darstellung reichlich verdient. Allerdings muß man verstehen, ihn im Rahmen der zeitgenössischen Literatur, ideengeschichtlich zu betrachten. Man muß seine Werke in die damalige Literatur der satirischen Romane, der Märchen und der Lyrik einzufügen wissen.

Dem Verfasser hat zur Erledigung seiner Vorarbeiten ein mehrere Wochen dauernder Aufenthalt in Paris und besonders in Saint-Germain-en-Laye gedient, wo seine über Hamilton gepflogenen Recherchen in weitestgehendem Maße von dem liebenswürdigen Bibliothekar der Gemeindebibliothek, Mr. A. Bonneau, unterstützt wurden, und die, wenn sie auch nicht völlig so, wie erwartet wurde, von Erfolg begleitet waren, doch immerhin mancherlei Bemerkenswertes zur Ergänzung für die Arbeit geliefert haben.

Wie den meisten von denen, welche über Hamilton geschrieben haben, sind auch dem Verfasser die „Mémoires de Saint-Simon“ als Quelle dienlich gewesen. Außerdem hat er die gesamte einschlägige ältere wie neuere Literatur berücksichtigt. Nächst den „Mémoires de Saint-Simon“, die für die Biographie und die Beurteilung Hamiltons im allgemeinen wertvolles Material bieten, ist eine recht instruktive Arbeit über Hamilton von M. Sayous zu nennen, die wir in seiner „Histoire de la Littérature française à l'étranger“ finden, und die sich in kurzen Zügen mit dem gesamten Leben und Wirken Hamiltons beschäftigt. Während die Märchen Hamiltons des öfteren einer genaueren Besprechung gewürdigt worden sind, am besten wohl in der von Ch. Louandre herausgegebenen Sammlung „Chefs d'Oeuvre des Conteurs français“, findet sich bis jetzt außer einer zwar ausgezeichneten, aber kurzen Kritik in den „Causeries du lundi“ Sainte-Beuves noch keine dem Werte des Hauptwerkes Hamiltons, der *Mémoires de Grammont*, entsprechende Abhandlung. Der Verfasser hat in dem den *Mémoires de Grammont* gewidmeten Teil die bestehende Lücke auszufüllen versucht. Die Literatur über Hamiltons kleinere und unbedeutendere Werke, über die Briefe und seine Poesie ist so gering, daß sie an dieser Stelle übergangen werden kann. Auf Grund eigener Forschung und an der Hand der ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel hat somit der Verfasser ein möglichst getreues Bild von dem

Leben und Wirken des bisher viel zu wenig gekannten und gewürdigten Autors zu geben versucht.

Der Arbeit des Verfassers liegt die bei Antoine-Augustin Renouard, Paris 1812, in 3 Bänden erschienene Ausgabe zugrunde. Außer den „Oeuvres du Comte Antoine d'Hamilton" enthält diese ein Vorwort des Herausgebers und eine vortreffliche „Notice sur Hamilton" von M. Auger, die zur Vorarbeit in mancher Hinsicht förderlich waren.

Zu bemerken ist noch, daß alle in der Abhandlung vorkommenden Zitate aus Hamiltons Schriften obiger Ausgabe entnommen sind.

Der Verfasser.

I. Kapitel.

Biographie.

Antoine d'Hamilton, der geistvolle Verfasser der *Mémoires de Grammont*, dem es wie wohl keinem anderen Ausländer gelungen ist, seinem Stil ein treues Gepräge echt französischen Geistes und Charakters zu verleihen, wurde im Jahre 1645[1]) in Irland geboren. Sein Geburtsort konnte nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Nach Angabe einiger Autoritäten war es Drogheda. Mehr Wahrscheinlichkeit enthält aber die in der Londoner Ausgabe seiner Werke (vom Jahre 1811) niedergelegte Ansicht, wonach er in Roscrea in der Grafschaft Tipperary das Licht der Welt erblickt haben soll. Es ist der gesamten bisherigen Hamilton-Forschung versagt geblieben, den Schleier, der über der frühesten Lebensperiode Hamiltons gebreitet liegt, zu heben, und auch der Verfasser war in seinen diesbezüglichen eingehenden Forschungen nicht glücklicher. In den Familien-Archiven der Grafen Hamilton, die mir die beste Quelle zu sein schienen, fand sich wenigstens nichts vor, was zur Aufklärung der dunklen Frage hätte beitragen können.

Hamilton entstammte einem hochberühmten schottischen Geschlechte, welches seine Abkunft von dem nor-

[1]) Als Geburtsjahr Hamiltons wird meistens 1646 angenommen. Wenn er nun laut übereinstimmenden Überlieferungen ein Alter von 74 Jahren erreicht hat, sein Totenschein (s. Seite 43) aber als Todestag den 21. April 1719 verzeichnet, so wurde er unzweifelhaft bereits im Jahre 1645 geboren.

mannischen Hause de Bellemonte[2]), Earl of Leicester, herleitet und sich urkundlich bis auf Sir Gilbert Hamilton zurückverfolgen läßt. Sein Vater, Sir George Hamilton, war der dritte, jüngste Sohn des ersten Grafen von Abercorn und hatte sich mit Mary Butler, der dritten Tochter von Walter Viscount Thurles, dem ältesten Sohne von Walter, dem 11. Grafen von Ormond, vermählt. James, der älteste Sohn George Hamiltons, war Kammerherr Karls II. und Oberst eines Infanterie-Regimentes. Er starb an den in einer Seeschlacht am 6. Juni 1679 erlittenen Verletzungen und wurde in der Westminster-Abtei bestattet, wo ihm Herzog von Ormond ein Denkmal errichten ließ. Der zweitälteste Bruder Hamiltons, George, war zuerst Page am Hofe des verbannten Königs Karl II. Als dieser seit 1660 wieder den Thron bestiegen hatte, ließ er eine Anzahl katholischer tüchtiger Offiziere und Soldaten, die unter ihm und seinen beiden Brüdern in Flandern gedient hatten, zu sich nach England kommen und reihte sie in seine berittene Leibgarde ein. Sieben Jahre später entzweite sich der Hof mit dem Parlament und sah sich von diesem gezwungen, alle katholischen Elemente aus dieser Truppe wieder zu entfernen. Bei der Gelegenheit erwirkte George Hamilton vom Könige, dem er als Garde-Offizier gedient hatte, die Erlaubnis, diese Offiziere und Soldaten mit sich nach Frankreich zu nehmen und mit ihnen in französische Dienste zu treten. Ludwig XIV. fand Gefallen an dieser aus Engländern, Schotten und Irländern bestehenden Truppe, erkannte bald ihre Tüchtigkeit und Verwendbarkeit und schuf sich aus ihnen eine Compagnie de Gendarmes, bekannt unter dem Namen „Gendarmes Anglais“[3]), mit Ausnahme der Schottländer, die er den „Gendarmes Ecossais“ einverleibte. Ludwig XIV. stellte sich selbst als Capitaine

[2]) S. Gothaischer Almanach: Gegenwärtiger Repräsentant des Hauses ist James Hamilton, 2. Duke of Abercorn in London.

[3]) S. Gabriel Daniel, Histoire de la Milice française, Paris 1721, deux vol. in 4°, Bd. II, pag. 247, 237.

an die Spitze dieser neuen Kompagnie und machte George Hamilton zum Capitaine-Lieutenant. Für die hervorragenden Dienste, die dieser dem Könige leistete, erhielt er alsbald den Grafentitel unter gleichzeitiger Beförderung zum Maréchal de camp. Doch blieb er nicht lange im Genusse seiner Würde. Er fand am 21. Juni 1676 beim Rückzug von Saverne sein Ende. George Hamilton war mit der reizenden Frances Jennings, der späteren Herzogin von Tyrconnell, verheiratet, von der in den *Mémoires de Grammont* des öfteren die Rede ist. Nach unserem Autor, dem drittgeborenen Sohne, kam Thomas. Von ihm wissen wir, daß er im Dienste der Marine gestanden ist und wahrscheinlich mit jenem Thomas Hamilton identisch ist, über den Charnock[4]) eine Biographie hinterlassen hat. Er soll im Jahre 1673 in New England gestorben sein.

Hamiltons vierter Bruder, Richard, hatte augenscheinlich keine regere Teilnahme am öffentlichen Leben. Wenigstens wird seiner nur nebenbei Erwähnung getan. Umsomehr betätigte sich wieder Antoines jüngster Bruder, John, am Staatsleben. Als tüchtiger Offizier, als Oberst, kämpfte er unter der Fahne seines Königs in dem Feldzuge in Irland, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit aus, starb aber dann an einer in der Schlacht bei Aghrim 1691 erhaltenen Verwundung. Von den drei Schwestern Hamiltons ist nur Elisabeth, die nachmalige Gemahlin des Grafen Grammont, bekannter geworden. Von ihr wird im folgenden noch die Rede sein.

Die ersten Lebensjahre Hamiltons fielen in eine Zeit, in der es im britischen Reiche allenthalben gärte, mitten in die Wirren des Bürgerkrieges, als Cromwell bereits seinen Siegeslauf begonnen hatte, der mit dem Sturze des Hauses Stuart enden und jenen genialsten Staatsmann und Feldherrn der Revolution binnen kurzem die erste Stellung in der neugegründeten Republik erreichen lassen

[4]) S. Biographia Navalis J. 310—311 (Charnock).

sollte. Man hatte sich des Königs Karl I. am 1. Dezember 1648 bemächtigt, ihn vor einen vom Unterhause eingesetzten Gerichtshof gestellt, der ihn zum Tode verurteilte und am 30. Januar 1649 vor seinem Schloß Whitehall in London hinrichten ließ. Die Söhne des unglücklichen Monarchen, der Prince de Galles und der Herzog von York, flüchteten sich nach dem Tode ihres unglücklichen Vaters an den Hof des Königs von Frankreich. Unter der kleinen Schar treuer Anhänger folgten diesen in die Verbannung auch Hamiltons Eltern und Geschwister, die in vollster Hingebung an ihrem gesetzmäßigen Herrscherhaus hingen und entschlossen waren, dessen Schicksal zu dem ihrigen zu machen. So kam Antoine bereits auf französischen Boden, als er noch in der Wiege lag, als er „ne faisait que de naître“[5]), wie Auger sagt. In Frankreich empfing er seine ersten Eindrücke, und von durchaus französischem Geiste war seine ganze Jugenderziehung beeinflußt. Sein Umgang mit den ersten Kreisen des Landes, den ihm die gesellschaftliche Stellung seiner Eltern ermöglichte, und die Lektüre guter Werke trugen wesentlich dazu bei, daß es Hamilton schon in jungen Jahren zu großer Vollendung in der Beherrschung der französischen Sprache brachte, deren Reize zu entfalten ihm späterhin in so hervorragendem Maße gelang. Bis zu seinem 14. Lebensjahre weilte Antoine mit den Seinigen in Frankreich.

Inzwischen war Cromwell, unter dessen Protektorat zwar eine Einigung im Innern des Landes nicht hatte erzielt werden können, Englands auswärtige Macht dagegen sich zu glanzvoller Entfaltung aufschwang, als Opfer eines Wechselfiebers am 3. September 1658 gestorben. Richard, sein dritter Sohn, war ihm, wie es sein Vater bestimmt hatte, als Nachfolger im Protektorat gefolgt, aber bereits im April 1659 wieder zur Niederlegung seiner Würde gezwungen worden. Der Versuch ehrgeiziger Offiziere wie

[5]) S. Bd. I, pag. XVI.

Lambert, eine neue Militärherrschaft zu gründen, war vor allem an dem Widerstand des in Schottland kommandierenden Generals Monk gescheitert. In geheimen Verhandlungen mit Karl Stuart, dem verbannten Sohne des hingerichteten Königs, und im Einvernehmen mit diesem hatte Monk für das Zustandekommen eines gesetzmäßigen Parlaments gesorgt, das Karl als rechtmäßigen Erben des Thrones nach England zurückrief. Mit dem neuen Könige kehrten alle Familien, die sein Exil geteilt hatten, nach England zurück. Zugleich brachten sie alle die Gewohnheiten, die sie sich im Laufe der Jahre in Frankreich angeeignet hatten, in Etiquette, Ton, Sprache, Gefallen an französischer Literatur, in Vergnügungen, gutem Humor, aber auch in der Kunst der Intrigue, nach St. James. Und lange Zeit hindurch sollte sich das französische Gepräge, das die englische Hofhaltung nunmehr trug, in der Folge erhalten. Man gab die Gewohnheit nach französischer Weise zu leben und den Gebrauch der fremden Sprache um so weniger auf, je mehr beides durch häufige Besuche des französischen Adels und die Abhängigkeit von dem Willen Ludwigs XIV. befördert und genährt wurde.

Antoine fand also, als er mit seinen Eltern im Jahre 1660 wieder nach England übersiedelte, und man ihn, den Vierzehnjährigen, bei Hofe eingeführt hatte, im allgemeinen dieselben Verhältnisse vor, wie er sie von Kindheit an gewohnt war. Frühzeitig fielen bei Hofe und in dessen Umgebung seine glänzenden geistigen Fähigkeiten auf. Seine Eltern verwendeten offenbar peinlichste Sorgfalt auf die Erziehung des geweckten Knaben. Bei seiner scharfen Beobachtungs- und Auffassungsgabe war es ihm ein Leichtes, sich alle Feinheiten der französischen Sprache und des französischen Idioms zu eigen zu machen. Zweifellos ist ihm der in Verbannung am englischen Hofe lebende Philosoph Saint-Evremond[6]) in vielem vorbildlich gewesen. Es ist anzunehmen, daß der Beginn seiner ersten literarischen Versuche bereits auf diese seine Lebensepoche zu-

rückgeht. Doch ist hierüber nichts bekannt geworden. Hamilton hat uns leider gar keine Andeutungen über seine Jugend und nur wenige Angaben über sein übriges Leben hinterlassen — auch diese muß man erst mühsam aus seinen Werken zusammensuchen und kombinieren.

Zwei Jahre waren so für Antoine in der neuen Heimat bei eifrigem Studium verflossen, da kam der berühmte Chevalier Philibert de Grammont[7]) an den englischen Hof. Lange schon vor seiner Ankunft in London kursierten seine ergötzlichen Bonmots, an denen er unerschöpflich war, und längst kannte man seine galanten Abenteuer, die sich schließlich bis in die allernächste Umgebung seines

[6]) S. Cabinet des fées, Bd. 17, pag. 125. In einer Notiz wird hier Hamilton „ami, élève, compagnon de Saint-Evremond" genannt.

Charles Marguetel de Saint-Denis, Graf Ethalan Seigneur de Saint-Evremond, geb. 1. April 1613 in der Normandie. Bei den Jesuiten erzogen, trat er, nachdem er in Paris Rechtswissenschaft studiert hatte, später in Kriegsdienste, kämpfte in verschiedenen Schlachten und erlangte im spanischen Kriege die Würde eines „Maréchal-de-Camp". Die Heirat Ludwigs XIV. mit der Infantin Maria Theresia und der Pyrenäische Friede veranlaßten ihn zu abfälligen Äußerungen, die dem König hinterbracht wurden und seine Einschließung in die Bastille zur Folge hatten. Bald wieder freigelassen, flüchtete er, um einer nochmaligen Verhaftung zu entgehen, zunächst nach Holland, dann nach England. Bei Hofe machte er sich in kurzer Zeit sehr beliebt. Nach einem kürzeren neuen Aufenthalt in Holland kehrte er 1670 wieder nach England zurück und lebte dort im Besitze einer königlichen Pension bis an sein Lebensende, 29. Septbr. 1703. Über seinen Wert als Schriftsteller schreibt Fournel in seiner Litér. indép., p. 373/374: „Saint-Evremond est vraiment un excellent juge des choses de lésprit, et qui donne l'idée, si non tout à fait la mesure d'un critique supérieur. Par le style, tantôt il rappelle Hamilton et tantôt il annonce Voltaire. St. E. avant tout ce qu'il fallait pour remplir au XVII. s., dans la mesure du temps et de la situation, ce rôle de dissertateur élégant et fin, de causeur ingénieux et délicat, qui se charge de présenter les auteurs au public."

[7]) Was die Schreibung des Namens „Grammont" anlangt, so habe ich die in der meiner Monographie zugrunde gelegten Ausgabe angewendete Form mit „mm", die ja eigentlich unrichtig ist, und die einer unserem Grafen verwandten Familie zukommt, durchgängig belassen.

Königs erstreckten. Grammont war unbesonnen genug gewesen, sich um die Gunst von Mademoiselle la Motte-Houdancourt, der Lieblings-Maîtresse Ludwigs XIV., zu bewerben und den Versuch zu machen, sie aus dem Herzen des Königs zu verdrängen. Er zog sich durch seine Kühnheit des Königs Ungnade zu und wurde in die Verbannung geschickt. Grammont nahm sich augenscheinlich diese Strafe nicht sonderlich zu Herzen, sondern suchte Zuflucht in England an dem einzigen Hofe, der ihm, dem lebenslustigsten, frivolsten Höflinge jener Zeit, zusagen konnte, wo jede Spur von Pedanterie und zugleich aller Ernst vergangener Zeiten dem leichtfertigsten Witze gewichen war. So ist es also nicht zu verwundern, wenn man ihn mit größter Bereitwilligkeit und mit offenen Armen in den maßgebenden Kreisen aufnahm.

Auf den jungen Hamilton machte die Persönlichkeit und das Wesen des Chevalier de Grammont großen Eindruck und übte auf seine geistige Weiterentwicklung entschieden einen nachhaltigen Einfluß aus. Die launige Art seiner Konversation, seine Kunst, den ernstesten Dingen eine scherzhafte Wendung zu geben und den frivolsten Begebenheiten durch geeignete Darstellungsweise eine gewisse Bedeutung zu verleihen, spornte ihn zur Nacheiferung an. Im Hause Hamilton machte man sich eine Ehre daraus, dem Grafen Grammont Gastfreundschaft zu erweisen, welche einst auch mehrere Mitglieder der Familie in Zeiten politischer Wirren in Frankreich zu wiederholten Malen genossen hatten. Bald sollte der Verkehr mit Grammont intimere Formen für Hamilton annehmen, als der Chevalier nämlich durch ein Verlöbnis mit seiner Schwester in verwandtschaftliche Beziehungen zu seiner Familie zu treten beabsichtigte. Antoine hatte eine reizende, etwa 22 Jahre alte Schwester, welche die glänzendsten Partien ausgeschlagen hatte, den Herzog von Richmond, den Neffen des Grafen St. Alban-Jermyn, den Sohn des Grafen Arundel, nachmaligen Herzog von Norfolk, dann Richard Talbot, den

späteren Grafen von Tyrconnel, und dies um Grammonts willen, an dem sie Gefallen fand. Grammont, der Lebenskünstler κατ' ἐξοχήν, widmete alle Zeit, die nicht seine Hauptleidenschaft, das Spiel, in Anspruch nahm, dem Dienste der Frauen. So schnitt er allen Damen am englischen Hofe der Reihe nach die Cour und hatte bald allen Schönheiten unter der englischen Aristokratie seine Huldigung mit mehr oder minder großem Erfolg, dabei ohne ernstere Absichten, die seinem flatterhaften Wesen völlig ferne lagen, dargebracht, als er Elisabeth Hamilton kennen lernte. Ihr Liebreiz bestrickte Grammont und hielt ihn gefangen. Er machte ihr mit aller Beharrlichkeit den Hof, die um so mehr Verwunderung erregte, als man eine so lange dauernde Standhaftigkeit mit seinem bislang noch zur Schau getragenen launenhaften, leichtfertigen Wesen und skrupellosen Benehmen dem weiblichen Geschlechte gegenüber durchaus nicht in Einklang zu bringen vermochte. Grammont versprach Elisabeth Hamilton ohne Bedenken die Heirat. Aber sei es, daß er wieder in sein früheres unbeständiges Temperament zurückverfiel, oder daß er auf die Nachricht von seiner Rückberufung aus der Verbannung die Lust am Eheleben verlor, Grammont war eines Tages aus London verschwunden, ohne seinen Verpflichtungen nachgekommen zu sein. Antoine und George Hamilton eilten ihm sofort nach, als sie von seiner Abreise Kunde erhalten hatten, um ihn wegen der ihrer Familie und Schwester zugefügten Schmach zur Rechenschaft zu ziehen. Grammont war noch nicht weit gekommen. Kurz vor Dover holten ihn die beiden Hamilton ein. Der Verfasser kann es sich nicht versagen, an dieser Stelle jene reizende bekannte Anekdote anzuführen, die das Wiedersehen der drei Männer schildert. Als nämlich Antoine mit seinem Bruder bei der Verfolgung Grammonts auf Hörweite herangekommen war, rief er ihm zu: „*Chevalier de Grammont n'avez-vous rien oublié à Londres?*“, worauf jener, ohne sonderlich überrascht zu sein, prompt zur

Antwort zurückgab: „*Pardonnez-moi, messieurs, j'ai oublié d'épouser votre soeur*“, hierauf unverzüglich seinen Wagen wenden ließ und mit seinen Verfolgern nach London zurückkehrte, um jetzt sein Versprechen einzulösen[8]). Aus englischen Berichten wissen wir, daß der Heiratskontrakt am 9. Dezember 1663 unterzeichnet wurde. Fast ein Jahr noch blieb Grammont mit seiner jungen Gemahlin, die er übrigens hoch verehrte, und mit der er sein Leben lang in glücklichster Ehe lebte, in England. Er wurde von ihr bereits am 7. September 1664 mit einem Sohne beschenkt, der aber nicht am Leben blieb. Erst am 3. November verließ er England mit seiner Gemahlin, um, einer nochmaligen Aufforderung Ludwigs XIV. folgend, an dessen Hof nach Versailles zurückzukommen. Hamilton eilte in der Folgezeit oftmals über den Kanal, um seinen Schwager und seine Schwester, an der er mit großer Zärtlichkeit hing, wiederzusehen. Nicht zum wenigsten aber war es auch die Liebe zu Frankreich, seiner zweiten Heimat, seine Jugenderinnerungen, sein Bildungsbedürfnis, das er dort in weitestgehendem Maße befriedigen konnte, was ihn immer wieder nach Frankreich zurückkehren ließ. Doch hatte Hamilton, obwohl er durch nichts, durch keine Stellung oder irgend welche Bande an England gefesselt war, noch keineswegs die Absicht, sich zu dauerndem Aufenthalt in Frankreich niederzulassen. Hamilton bekleidete in England so lange kein Amt, als Karl II. die Regierung inne hatte. Im katholischen Glauben erzogen, war ihm gleich allen übrigen Katholiken der Zutritt zu einer Staatsstellung und zu Ehrenämtern unmöglich. Karl II. stand noch zu sehr unter dem Eindrucke der Umstände, die die Hinrichtung seines Vaters verursacht hatten. Er war noch voll Grauens und Entsetzens ob des furchtbaren Exempels, das die Volkswut an diesem statuiert hatte, um den Mut zu haben,

[8]) Ob diese allgemein bekannte Anekdote auf Wahrheit beruht, steht nicht fest.

katholische Untertanen an Staatsämtern teilhaben zu lassen.

Hamilton war weder reich genug, um ganz seinen Neigungen leben zu können, noch hatte er Lust, sein Leben in Untätigkeit hinzubringen. In England war für ihn nichts zu suchen. So entschloß er sich, wie es sein Bruder schon vor ihm getan hatte, Ludwig XIV. seine Dienste anzubieten und in die französische Armee einzutreten. Der König teilte ihm zunächst eine Kompagnie in dem Regimente zu, das sein Bruder George im Jahre 1671 für seine Zwecke ausgehoben hatte. Als dieser beim Rückzuge von Saverne gefallen war, erhielt Antoine an dessen Stelle als Oberst das Kommando über das Regiment. Diese Truppe wurde am Ende des Krieges in das deutsche Regiment des Fürsten von Fürstenberg eingereiht[9]). Zum Tausche verlieh ihm dafür Ludwig XIV. ein anderes Infanterie-Regiment, welches der Marquis Noailles im Jahre 1674 ausgehoben hatte.

Hamilton war nicht nur ein sehr fähiger und tapferer Offizier, sondern vor allem auch ein gewandter, ja glänzender Höfling und hatte sich Ludwigs Gunst in hohem Maße erworben, wofür der Umstand Zeugnis ablegt, daß ihm die Ehre zuteil wurde, als „Zéphyr“ in einem Ballett „Le Triomphe de l'Amour“ mitzuwirken, welches der König im Jahre 1681 in Saint-Germain zur Aufführung bringen ließ[10]).

Mit dem Jahre 1685, dem Regierungsantritte Jakobs II., trat in den äußeren Verhältnissen Hamiltons eine Wendung zum Besseren ein. Karl II. war gestorben, nachdem es

[9]) S. Journal Dangeau, Bd. XIV der Memoiren des Herzogs Saint-Simon (Boislisle).

[10]) S. Le théâtre de Quinault, Bd. V, Entrée XIX des Balletts, wo sich in der Liste der als Zephyre auftretenden Personen der Name „M. le Comte d'Amilton“ befindet. Das Ballett, dessen voller Titel „Le Triomphe de l'Amour, Ballet Dancé Devant Sa Majesté à St.-Germain-en-Laye“ lautet, wurde im Januar 1681 aufgeführt.

ihm gelungen war, eine gegen sein und seines Bruders Leben gerichtete unter dem Namen Ryehouse-Plot bekannte Verschwörung unmittelbar vor ihrem Ausbruche aufzudecken. Die Unterdrückung des Komplottes und die sich hieraus ergebenden blutigen Verfolgungen der Mitglieder der Opposition kamen dem Streben der Krone zugute. So wurde also bei der günstigen Gestaltung der Verhältnisse der Thronbesteigung Jakobs II. keinerlei Widerstand entgegengesetzt. In den letzten Jahren bereits der leitende Geist am Hofe seines Bruders, war er persönlich anders geartet als dieser, entschiedener in seinem Auftreten, aber auch abstoßend und fanatischer Bekenner des katholischen Glaubens, dem er, einmal zur Regierung gelangt, mit der ganzen Macht seines Königtums Geltung zu verschaffen bestrebt war. Er verfehlte nicht, seinen Glaubensgenossen alle die wichtigeren Staatsstellen zu übertragen, und bereitete so durch seine Unklugheit und übereilte Handlungsweise die Revolution vor, die ihn des Thrones beraubte und seine Dynastie enterbte.

Hamilton, dessen Stellung in der französischen Armee unhaltbar[11]) geworden war, seit Louvois nach Colberts Tode als alleinmächtiger Minister die Zügel der Staatsregierung in seine Hände bekommen hatte, bot nun seine Dienste wieder Jakob II. an und erhielt von diesem eine ansehnliche

[11]) Louvois hatte durchgreifende Reformen in der französischen Armee eingeführt, vor allem die Käuflichkeit der Offiziersstellen aufgehoben. Durch Ausbildung tüchtiger militärischer Kräfte aus den Reihen französischer Soldaten, strebte er den allmählichen Ausschluß fremdländischer Offiziere aus der Armee an. Hamilton konnte seine Stellung um so weniger behaupten, als er sich keineswegs der Gunst des Ministers erfreute, wie wir aus einer Äußerung Saint-Simons, Bd. XIV seiner Memoiren, ersehen können: „Le ministre Louvois ne l'aimait pas."

Louvois scheint auch von ganz persönlichen Motiven zur Entfernung Hamiltons aus dem Heere geleitet worden zu sein. Wie fände man sonst eine Erklärung für folgende Äußerung Saint-Simons: „Hamilton hielt es, um den Nachstellungen Louvois' zu entgehen, für geraten, wieder in den Dienst des neuen Königs Jakob II. zu treten."

Stellung in Irland, indem er zunächst als Oberstleutnant dem Regiment Sir Thomas Newkomens zugeteilt wurde.

Was Hamilton in dieser Stellung geleistet hat, darüber ist sehr wenig bekannt; doch wissen wir, daß sich sein oberster Vorgesetzter, der Lord-Lieutenant Henry Hyde Earl of Clarendon, der Sohn des Kanzlers Clarendon, in Erkenntnis seiner großen Fähigkeiten warm seiner annahm, was wir aus dessen Briefwechsel mit seinem Bruder Laurence Hyde of Rochester und mit dem Grafen Sunderland entnehmen. In einem Briefe an Rochester führt Clarendon Hamilton als Zeugen an anläßlich einer Duellangelegenheit zwischen Twisletown, einem Capitaine in Newkomens Regiment, und Capitaine George Butler, einem Offizier in dem Regiment von Oberst Fairfax, und schreibt[12]):

Dublin Castle 6. April 1686.

„I can not yet give your Lordship an account of the particulars; but as soon as I have it from Colonel Fairfax and Lieutenant-Colonel Anthony Hamilton, whom I have directed to inquire into it, it shall be transmitted to your Lordship."

In einem anderen Briefe an Graf Sunderland gibt Clarendon seiner hohen Befriedigung über Hamiltons Leistungen Ausdruck und schreibt am 1. Juni 1686 in Dublin Castle, nachdem er betont hat, daß unter dem damaligen Oberst das Regiment etwas stark gelitten und an Ansehen eingebüßt habe[13]):

„if Lieutenant-Colonel Hamilton may be believed, he has behaved himself very well, is constantly at his quarters and looks well to his company, and has it in good ordre, and is a good sort of man as is in the world; and the Lieutenant-Colonel says, he is very sorry to lose so good a man out of the King's service."

[12]) S. H. H. of Clarendon, Correspondance, London 1828, 2 vol. in 4°; I, 336.

[13]) S. Clarendon I, p. 423.

Bald darauf sollte Hamiltons Lage wieder eine wesentliche Besserung erfahren durch seines Gönners Verwendung. Ein Brief Clarendons vom 11. Juli 1686 aus Chapel Izod an Lord Sunderland enthält die Anfrage und das Ansuchen, man möge Hamilton den Oberbefehl über ein Regiment übertragen, ihm gleichzeitig Sitz und Stimme im geheimen Staatsrat (Privy Council) geben[14]):

„I have only this one thing more to trouble your Lordship with a present concerning Colonel Anthony Hamilton; that your Lordship would be pleased to be a means to get him a commission to command as Colonel, though he is but Lieutenant-Colonel to Sir Thomas Newkomen, in regard of the command's he has had abroad: and I am told it is often done in France; which makes me hope it will not be counted an unreasonable request. I would likewise humbly recommend it to your Lordship, that the King would be pleased to make Colonel Anthony Hamilton a Privy Councellor here."

Die Antwort auf dieses Schreiben scheint die Ernennung Hamiltons zum Gouverneur von Limerick enthalten zu haben. Wenn man einer diesbezüglichen Notiz im Dictionnary of National Biography Glauben schenken darf, so hat Hamilton am 1. August sein neues Amt als Nachfolger Sir William Kings angetreten. Sein militärischer Rang erfuhr zunächst noch keine Änderung. Drei Wochen später suchte Hamilton durch Clarendons Vermittelung einen Urlaub zu einer Reise nach England zu bekommen, um seiner vorgesetzten Behörde in der Person des Grafen Rochester Bericht über militärische Ereignisse und Gouvernements-Angelegenheiten zu erstatten.

Es möge hier der Brief seinen Platz finden, den Clarendon in dieser Sache am 23. August aus Dublin Castle an Rochester richtet, und der deshalb auch einiges Interesse bietet, weil er eine kurze Charakteristik Hamiltons enthält[15]):

[14]) S. Clarendon I, p. 488, 489.
[15]) S. Clarendon I, p. 553.

„Lieutenant-Colonel Hamilton having asked my leave to go for England, I cannot refuse him a letter to you, to desire you to promote his pretensions what you can; he is a very worthy man, and of great honour, and will retain a just sense of any kindness you shall do him; he has been in very good employments and esteem when he served abroad; and men of honour cannot always brook the having little men put over their heads, who in the judgement of all the world are not equal to their stations. This gentleman has lived as he ought to do towards me, which I cannot say of every body here; I would therefore be glad he should receive some countenance, if it were possible, upon my account. He will give you a different account of many things here, from those of his own religion."

In der letzten Woche des August, spätestens in der ersten Hälfte des September 1686 scheint die Ernennung Hamiltons zum Chef eines Dragoner-Regiments in Limerick erfolgt zu sein. Seine Führung mag wohl in kürzester Zeit einen günstigen Einfluß auf die Truppen ausgeübt haben. Clarendon äußert sich wenigstens am 22. September in einem Briefe an Sunderland hierüber mit großer Genugtuung[16]):

„Next week five companies are to march to Waterford, where they are to winter. Last night I came to this place, where Colonel Hamilton at present, and his whole regiment of Dragoons. I have also seen them exercise, at which they are as adroit as is possible for new men to be: it is, indeed, a very fine regiment, and need not be ashamed to appear before the King, if there were occasion. The men being raw, are apt to commit too many disordres, and some of their officers."[17])

Daß Hamilton die Leitung des Gouvernements bereits am 1. August übernommen hat, scheint mir nach den An-

[16]) S. Clarendon II, p. 1 u. 2.

[17]) Zur Ergänzung diene noch folgendes: Wie aus dem Schreiben, das Clarendon am 23. Oktober 1686 an Sunderland richtet, ersichtlich ist, erhielt Hamilton den erbetenen Urlaub. Hamilton habe ihm in Limerick

gaben des Dictionnary of National Biography, der sich auf zuverlässige Quellen stützen dürfte, nicht zweifelhaft. Verwunderlich ist nur, daß in den eben angeführten Briefen dieser seiner amtlichen Funktion keinerlei Erwähnung getan wird.

Dieser Notiz widerspricht auch die Ansicht fast aller Biographen Hamiltons, wonach die Ernennung zum Gouverneur gleichzeitig mit der Verleihung des Dragoner-Regiments unter Beförderung zum Obersten desselben erfolgt ist. In dem Briefe vom 23. August spricht Clarendon noch von Lieutenant-Colonel Hamilton, während er ihn am 22. September mit Colonel bezeichnet. Hieraus zu schließen, dürfte er wohl in der Zwischenzeit an die Spitze der Stadt Limerick, der damals bedeutendsten Stadt Irlands und einer der stärksten Festungen des Königreichs, getreten sein. Er bezog ein Jahresgehalt von 200 Pfund.

Auch dieser Wirkungskreis war nicht von langer Dauer für Hamilton. Nur zwei Jahre blieb er im Genusse der ihm durch des Königs Gunst verliehenen Würde, verlor sie aber wieder mit der bald eintretenden vollständigen Veränderung der Staatslage, die Jakob II. durch sein unpolitisches Verhalten heraufbeschwor. Unglücklicherweise

erzählt, schreibt Clarendon, „that he was ordered to go into England about this time, upon which your Lordship may be sure he had leave and he goes hence to morrow if the wind serves".

In einem Briefe vom 23. September 1686 spricht Clarendon von Ordnungswidrigkeiten, die sich in Hamiltons Regiment gezeigt hätten, bemerkt aber ausdrücklich, daß dies vor der Übernahme des Regiments durch Hamilton gewesen, und daß Hamilton von ihm beauftragt worden sei, die Verhältnisse in Ordnung zu bringen: „I must not omit telling you, that these complaints which I mention, were for things done before Colonel Hamilton came hither." Nochmals betont Clarendon im folgenden den trefflichen Zustand in Hamiltons Regiment: „for he is very careful, and gives very good rules. He has indeed a very fine regiment, which would not be out of countenance if the King saw them: they are as adroit as their exercise, as can be expected from men who have been no longer in the service."

nämlich ließ sich der König, den seine Minister, Maitressen und besonders sein Beichtvater ganz und gar in ihrer Gewalt hatten und irreführten, dazu überreden, das Gesetz, das die Katholiken von dem Parlament und den Staatsämtern in England ausschloß, zu widerrufen, seine Religionsgenossen mit besonderer Huld zu überschütten und ihnen außerordentliche Vergünstigungen zu gewähren. Allgemeiner Aufstand und Empörung, die im geheimen vorbereitet waren, kamen im Lande zum Ausbruch. Von den Engländern berufen, landete Wilhelm von Oranien, der Schwiegersohn des Königs, ein Heer und zwang diesen im Jahre 1688 zur Verzichtleistung auf den Thron von England für sich und seine Nachkommen. Gleich allen übrigen königstreuen Katholiken sah sich auch Hamilton mit in des Königs Sturz hineingezogen und fand mit diesem wieder Zuflucht am Hofe von Frankreich, in Saint-Germain-en-Laye. Lange hielt es aber Hamilton dort nicht aus, um von neuem in den Kampf für seinen Herrscher zu ziehen.

Im Journal de Dangeau (Bd. II, pag. 332) finden wir folgende Notiz über die Abreise Hamiltons und seines Kampfgenossen und Freundes des Duc de Berwick:

> „Le jeune Hamilton est reparti de Saint-Germain et emmène avec lui tous les officiers et soldats anglois et écossois qui y étoient arrivés. Il s'embarquera pour l'Irlande avec le duc de Berwick."

Es liegt absolut kein Grund vor, anzunehmen, daß dieser Hamilton nicht Antoine gewesen wäre, wenn man auch manchem Zweifel in den bekannten Biographien Hamiltons begegnet. Hamilton gab die Sache seines Herrn noch keineswegs verloren und beteiligte sich an mehreren Schlachten gegen den Oranier. Als Generalmajor kommandierte er seine Dragoner unter der Oberleitung von Lord Mountcashell bei der Belagerung von Enniskillen und in der Schlacht bei Newtown Butler am 31. Juli 1689. Hamilton wurde schon zu Beginn des Kampfes am Beine verwundet und seine Truppe nach heldenmütigem Kampfe

unter furchtbaren Verlusten in die Flucht geschlagen. Vergeblich suchte er im folgenden Jahre die erlittene Schlappe wieder gut zu machen. Vergeblich war alles Ringen der royalistischen Truppen gegen die glänzend geführte Armee Wilhelms von Oranien. Im März 1689 war Jakob II. nochmals nach Irland zurückgekehrt, hatte eine letzte Anstrengung zur Wiedererlangung seines verlorenen Königsthrones gemacht, um nach der verlorenen Schlacht an der Boyne am 11. Juli 1690 von neuem den Schutz und die Gastfreundschaft des französischen Königs zu erbitten. Nachdem er sich in Kinsale eingeschifft hatte, kam er am 21. Juli in Brest an und setzte schon am folgenden Tage die Reise im Postwagen weiter. In Caen weilte er zu kurzer Erholung bei Foucault, der über diesen Aufenthalt des Königs schreibt[18]):

„Le . . . juillet, le roi d'Angleterre ayant été détrôné par Guillaume de Nassau, prince d'Orange, son gendre, a quitté Londres et a passé en France. Il a pris sa route par Caen, où je l'ai régalé de mon mieux, et lui ai donné ma chaise roulante pour achever son voyage à la cour."

Die Schlacht an der Boyne brachte Unglück all denen, welche für die Sache der Stuarts kämpften, so daß sie gezwungen waren, wie diese außer Landes zu gehen. Die meisten unter ihnen folgten ihrem entthronten Herrscher. Wie Berwick eilte auch Hamilton mit seinem Bruder seinem vom Unglück verfolgten Könige nach Frankreich nach und nahm teil an jenem armen, traurigen Hofe zu Saint-Germain, der sich zusammensetzte aus irländischen Priestern und einigen royalistischen Familien, die sich um ihren alten Fürsten geschart hatten, sei es nun aus treuer Anhänglichkeit, sei es, weil sie sich durch Not dazu gezwungen sahen. All ihrer Habe beraubt, waren sie völlig auf die Unterstützung ihres Königs angewiesen.

[18]) S. Nicolas J. Foucault, Mém. aus Doc. inéd. Paris 1842, in 4°, pag. 264.

Hamilton empfand den Verlust seines Vaterlandes offenbar nicht schwer. An keiner Stelle seiner Werke läßt er wenigstens erkennen, daß er seine früheren Lebensverhältnisse vermissen und zurückwünschen würde. Das Gefühl der Heimatlosigkeit konnte ihn niemals überkommen in Frankreich, das er ebenso gut kannte als England, in einem Lande, das für ihn eine Fülle froher Erinnerungen barg, und das ihm um dessentwillen wohl teurer war als sein Geburtsland. Saint-Germain blieb nun für Hamilton eine dauernde Wohnstätte, wo er sich fern von Politik, frei von jedem äußerlichen Zwange, ganz seiner schriftstellerischen Tätigkeit und Neigung hingeben konnte, wo sich, unbeeinflußt von dem tristen einförmigen Leben am Hofe Jakobs II., die Schwingen seines Geistes und seiner Phantasie entfalteten. Hier entstanden seine herzerfreuenden, Fröhlichkeit atmenden, oft von bitterer Ironie und beißendem Spott überfließenden, geistsprühenden Werke.

Nur um sich Zerstreuung zu verschaffen und die Hofgesellschaft aus der Einförmigkeit des fast klösterlichen Lebens herauszureißen, betätigte sich Hamilton literarisch. Hamilton fühlte sich in solch düsterer Umgebung oft recht einsam und litt unter der öden Langeweile, welche die Gemüter aller im Schlosse beherrschte.

In einem Briefe an die Gräfin Ploydon, für die er einst sehr geschwärmt hatte, hat er ein anschauliches Bild seines Aufenthaltes in Saint-Germain und besonders des Lebens am Hofe mit vielen Einzelheiten in so meisterlicher Schilderung und so witziger Form entworfen, daß es mir gestattet sei, den Brief zum Teil hier anzuführen. Hamilton schreibt in seiner Vorrede zu *Zénéyde*[19]):

„Vous me demandez, Madame, une longue lettre, et des particularités de notre cour: vous allez être satisfaite. Je ne vous parlerai point de la situation du lieu, vous la connoissez;

---

[19]) S. Bd. II, p. 399.

mais, avec toute sa magnificence, c'est le poste du royaume qui nous convient le moins; car le château a si peu de commodités, qu'il n'y a que trente ou quarante, tant prêtres que jésuites, qui y aient des appartements. Une chapelle et deux oratoires dans le corps de la place, une paroisse et quelques couvents dans les dehors, voilà tout ce qui s'offre à notre dévotion, Ce n'est pas contentement; et dans un jour d'été on a dépêché cela, avec les menus suffrages qui en dépendent, avant le coucher du soleil. Il est vrai que la vue en est enchantée, les promenades merveilleuses, et l'air si subtil, qu'on y feroit quatre repas par jour. C'es plus de la moitié qu'il ne nous en faut, et nous serions bien mieux près de quelque endroit marécageux, où, toujours enveloppés d'un brouillard épais, nos sens et nos appétits fussent plus assoupis. N'allez pas croire que nous soyons si éveillés ici que nous n'y puissions durer: ce n'est pas ce que je veux dire; et vous l'allez bien voir par la vie que nous menons.

Quoiqu'il y ait parmi nos dames de quoi contenter le goût le plus difficile, et que dans ce petit nombre la beauté, l'agrément, l'esprit et la sagesse brillent dans tout leur éclat, il faut convenir qu'il n'en est pas de même à l'égard de l'autre sexe. A peine a-t-il pu fournir parmi nous quelques mérites distingués pour former la maison du prince de Galles.

So klagt Hamilton über die geringe Zahl verdienter Männer in der Umgebung des Königs und fügt hinzu:

„Le reste consiste en certains esprits que l'exemple n'a pu rendre hypocrites, gens d'un caractère un peu méprisant, mais aussi fort méprisés ici, et plus connus ailleurs.

Nos occupations paroissent sérieuses et nos exercices tout chrétiens, car il n'y a point ici de quartier pour ceux qui ne sont pas la moitié du jour en prières, ou qui n'en font pas le semblant.

Le malheur commun, qui réunit d'ordinaire ceux qu'il persécute, semble avoir répandu la discorde et l'aigreur parmi nous; l'amitié dont on fait profession est souvent feinte; la haine et l'envie qu'on renferme, toujours sincères: et tandis qu'on offre en public des voeux pour le prochain, on le déchire tout doucement en particulier.

La tendresse du coeur, qui des fragilités est sans doute la plus excusable, passe ici pour la moins innocente.

Pour la galanterie, elle y règne à peu près comme dans les Amadis: on la voit éclater tout d'un coup par quelque aventure surprenante; ou bien on commence par se marier, et ensuite on est amoureux et galant tout à loisir. Cela ne vous fait-il point souvenir de don Kyrie-Eleyson de Montauban, ou de Palmerin d'Olive et l'infante Archidiane dont le fils aîné servoit la messe le jour de leurs noces? Mais revenons chez nous, où l'amour est proscrit, et où les déclarations font dresser les cheveux à la tête. . . . .

Quel triste usage on est réduit à faire de ce que la fortune nous offre dans notre exil, pour nous aider à le supporter! Les réflexions que j'y faisois ces jours passés me remplirent l'esprit de mille vapeurs sombres; et, pour les dissiper, je voulus avoir recours au jardin. Il étoit fête ce jour-là; et, par malheur, la bourgeoisie s'étoit emparée de toutes les allées avec des chiens crottés, de villains petits enfants, et des maris plus laids que leurs femmes. Je cédai à cette foule ignoble, et je cherchai un asile sur la terrasse. Vous savez s'il y a rien dans le monde de plus superbe ou de plus spacieux que cette vaste promenade: cependant il n'y avoit pas place, ce jour-là, pour moi et mes chagrins; car j'y trouvai d'abord un père jésuite, grand convertisseur, entre un grenadier et un dragon anglois, tous deux déserteurs, mai qui me parurent plus fidèles à Calvin qu'au prince d'Orange car le bon père s'échauffoit en vain dans la ferveur de ses exhortations; en vain il tâchoit de leur prouver en italien que les protestants d'Angleterre étoient damnés; je vis bien qu'il ne persuadoit pas, et qu'il falloit quelque argent pour achever la conversion. Je vis un peu plus loin un fort honnête homme, qui a de l'esprit; mais je ne laissai pas de l'éviter; car, outre qu'il est grand raisonneur sur la politique ancienne et moderne, il est toujours accompagné de deux grands lévriers qui, d'aussi loin qu'ils voient un homme, viennent à toutes jambes lui sauter sur les épaules par manière d'honnêteté. Dieu veuille avoir l'âme de feu monseigneur l'archevêque de Paris. Il occupoit la moitié de la terrasse avec ses huit chevaux de carrosse, occupé lui-même de . . . . ., et suivi de

son grand Maure. Je fus quitte de cette rencontre pour une grande révérence que le bon prélat ne vit pas; tant il méditoit profondément le service du roi pour l'assemblée du clergé!"

In ähnlicher Weise äußert sich Hamilton an manch anderen Stellen seiner Werke über die Einförmigkeit in Saint-Germain, „wo man nur atmet, weil man es so gewohnt ist, nicht um des Lebensgenusses willen; wo man ohne Erfolg liebt, wo man ohne Grund Verse drechselt, wo man heiratet, ohne zu wissen warum" [20]). Dann fährt er fort:

„Le solitaire Saint-Germain,
Jadis passablement fertile
A produire un couplet badin
Et quelquefois un peu malin,
N'est plus à présent que l'asile
D'un ennui qui n'a point de fin,
Et de ce loisir inutile
Qui pèse plus que le chagrin;
Ce n'est plus qu'un désert stérile
Où Phébus perdroit son latin."

In einer *Epistel an Madame de Montesquiou-d'Artagnan* spricht unser Autor von seinem Aufenthalt als von einer dunklen Zitadelle,

„Où les ennuis et tout leur train,
Nous font une guerre mortelle."

Niemals herrscht am Hofe Fröhlichkeit, immer das gleiche, tägliche Einerlei. Man freut sich nicht, man singt nicht, außer im Kirchenstuhle [21]).

„Dans ces lieux on en est quitte
Pour sovoir chanter au lutrin.
Jamais ici Phébus n'habite,
C'est la demeure du chagrin.

[20]) S. Bd. III, p. 134.
[21]) Bd. III, p. 237, Epître à Mademoiselle de la Force.

Il n'est si triste compagnie
Pour les vers et pour l'harmonie,
Que fantômes vêtus de noir,
Tels qu'ici le sort fait pleuvoir."

Wahrscheinlich rächte sich Hamilton im Stillen durch die Verachtung, die ihm diese erkünstelte jesuitische Frömmigkeit einflößen mußte, und die Schriften, die er an diesem traurigen Hofe schrieb, beweisen zur Genüge, wie reich sich seine satyrische Ader ergoß, wenn er einmal zur Feder griff, und wie sehr die Einsamkeit, in der er lebte, den Stachel seines Witzes schärfte.

Natürlicherweise konnte ein so glänzender, regsamer Geist, der religiöse Neigungen von der Art, wie er sie bei seinen Mitbewohnern damals wenigstens fand, noch nicht in sich verspürte, auf die Dauer keinen Gefallen an solch einförmiger Lebensführung finden.

Trotz mancher bitterer Klagen gegen Saint-Germain ist doch anzunehmen, daß er die Annehmlichkeiten einer gewählten, ihm zusagenden Gesellschaft keineswegs zu vermissen brauchte. Im trauten Verkehr mit lieben Freunden vergaß Hamilton sicher immer wieder die Stunden schlechter Laune und Langeweile. In Saint-Germain verkehrte er wohl meistenteils mit seinem Bruder Richard und dem Herzog von Berwick, einem Sohne Jakobs II. und der Miss Arabella Churchill, mit dem ihn intime Freundschaft verband, mit dem Abbé Genest und Malézieux. In welch reizenden Beziehungen Hamilton besonders zu Berwick stand, das kann man aus dem regen Briefwechsel ersehen, den er mit diesem unterhielt, als Berwick gelegentlich der Feldzüge in den Jahren 1706—1708 in Flandern und Spanien weilte. Trotz aller Freundschaft mit Berwick aber und der Gesellschaft seines Bruders, dem er sehr zugetan war, hätte es Hamilton in Saint-Germain nicht ausgehalten, wenn er nicht innigsten gesellschaftlichen Anschluß im Hause seiner Schwester, der Gräfin Grammont, gefunden hätte. Sein Schwager, Philibert de Grammont, war

einer von denjenigen, dessen Verkehr er am allermeisten suchte. Und in seiner Gesellschaft lief man — nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen und dem Hamiltons selbst — niemals Gefahr, sich zu langweilen.

Überhaupt gestaltete sich nunmehr Hamiltons Leben abwechselungsreicher, besonders als Jakob II. am 15. September 1701 das Zeitliche gesegnet hatte[22]), und er sich sozusagen frei von moralischen Banden fühlte, die ihn an die Umgebung des Königs gefesselt hatten. Von jetzt an begann eigentlich erst Hamiltons schriftstellerische Tätigkeit sich zu hoher Entfaltung emporzuschwingen. Jetzt, wo Hamilton nicht mehr unter dem Drucke stand, den der Anblick und Verkehr mit seinem unglücklichen Könige stets auf ihn ausgeübt hatte, wurde er erst reif zum Schöpfer der *Mémoires du Comte de Grammont.* In Zukunft bewegte sich Hamiltons Verkehr zum größten Teile zwischen Versailles und Sceaux, dem charmanten, aus auserwählten Geistern bestehenden kleinen Hof der Herzogin von Maine, welche ihn in Würdigung seiner großen schriftstellerischen Verdienste dorthin berufen hatte, und wo er ein stets gern gesehener Gast bleiben sollte.

Wie alle Damen der großen Welt, welche ihre Vorgängerinnen, die Prezieusen, nachzuahmen suchten, indem sie bedeutende Erscheinungen der Gesellschaft und besonders große Geister um sich versammelten, verstand es auch die Herzogin von Maine[23]), um sich einen Kreis hervorragender Tagesgrößen zu scharen. Nach Adolphe Jullien

[22]) Jakobs II. Eingeweide wurden (nach Documents historiques) in der Pfarrkirche von Saint-Germain bestattet. Der Bleikoffer, der sie einschloß, ist zur Zeit des Wiederaufbaus des Schlosses unter der Regierung Karls X. wieder aufgefunden worden. An der Stelle, wo die Eingeweide einst beigesetzt worden waren, steht jetzt ein modernes Marmormonument. Der Körper des Königs wurde in die englische Benediktinerkirche nach Paris verbracht, wo er unter einem wappengezierten Thronhimmel aufgebahrt wurde, die kleine Kapelle, in der der Sarg vergeblich auf seine Überführung nach Windsor oder Westminster wartete, ist während der Revolution erhalten geblieben.

hatte sich des großen Condé Enkelin, Anne Louise Bénédicte de Bourbon, Herzogin von Maine, im Jahre 1700 zu dauerndem Aufenthalte im Schlosse von Sceaux niedergelassen, welches ihr Gemahl nach dem Tode des Marineministers Marquis de Seignelay in seinen Besitz gebracht hatte. Es gelang der Herzogin, in kurzer Zeit einen kleinen Hof, eine Art „Versailles en miniature" zu schaffen, der aber in gewaltigem Kontrast zu dem wahren Versailler Hofe stand, und der sich aus einer Gesellschaft von Persönlichkeiten zusammensetzte, die ihren literarischen Neigungen Rechnung trugen, aber auch ihre leidenschaftliche Vorliebe für rauschende Festlichkeiten teilten. Während Jullien die Herzogin zu den geistreichsten Frauen jener Zeit rechnet, spricht Feuillet de Conches von ihr als einer „petite âme vaine". Überhaupt ist das Urteil, das Conches über die Herzogin und ihren Hof abgibt, nicht eben günstig, wenn er schreibt:

„La cour de Sceaux, présidée par la duchesse du Maine, cette petite âme vaine, usée de grandes et de petites passions

[23]) Bei Lalanne finden wir in seinem „Dictionnaire" über die Herzogin: Die Herzogin von Maine, geboren am 8. November 1676, gest. am 23. Januar 1753. Sie war die Tochter von Henri Jules de Bourbon, prince de Condé, und Annas von Bayern. Am 13. März 1710 heiratete sie den Herzog von Maine. Ihr Schloß Sceaux war in den letzten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. und den ersten der Régence (Zeit vom 2. September 1715, dem Tode Ludwigs XIV., bis zur Mündigkeit Ludwigs XV., am 16. Februar 1723, in der Philipp von Orléans die Zügel der Regierung in Händen hatte), ein Herd politischer Intriguen. Sie zog ihren unentschlossenen und schwachen Gemahl in die Verschwörung von Cellamare, die gegen den Herzog von Orléans gerichtet war, und den man zugunsten Philipps V. von der Regentschaft verdrängen wollte. Die Herzogin wurde nach Dijon, später in andere Städte übergeführt, und am Ende ihrer 15monatlichen Gefangenschaft konnte sie vom Regenten ihre Freiheit wieder erlangen durch Zugeständnisse und erniedrigende Unterwerfung. Sie zog sich in der Folge für immer nach ihrem Schlosse in Sceaux zurück, wo sie ihr von früher her gewohntes Leben wieder aufnahm. Ihrer kleinen Gestalt wegen wurde die Herzogin von ihren Schwägerinnen „poupée du sang" genannt.

et de petits vers, néanmoins femme de beaucoup d'esprit, avait perdu de sa première splendeur, et les feux des Grandes Nuits s'étaient à peu près éteints. Mais pour être moins brillante, cette cour n'en était pas moins aimable."

Die richtige Mitte nimmt wohl die Beurteilung ein, die die Herzogin vonseiten des Fräulein Delaunay, bekannter unter ihrem späteren Namen Madame de Staal, gefunden hat, wenn sie in ihren Memoiren bei der Charakteristik der Herzogin sagt:

„Sa plaisanterie est noble et fine et légère, sa mémoire est prodigieuse; elle parle avec éloquence, mais avec trop de véhémence et de prolixité. On n'a point de conversation avec elle; elle ne se soucie pas d'être entendue; il lui suffit d'être écoutée; aussi, n'a t'elle aucune connaissance de l'esprit des talents des défauts et des ridicules de ceux qui l'entourent."

Jedenfalls verdankt Voltaire, einer der ständigen Gäste in Sceaux, die Entstehung von drei seiner Tragödien: Rome sauvée, Oreste und Semiramis, wie er selbst zugibt, zum großen Teil den Anregungen und dem Einflusse der Herzogin von Maine.

Geradezu berühmt geworden sind die unter dem Namen der „Grandes Nuits" bekannten glänzenden, nächtlicherweile veranstalteten Festlichkeiten am Hofe der Herzogin, die im Frühlinge des Jahres 1704 ihren Anfang nahmen. Allmählich hatten nämlich die Jeux d'esprit, wie sie gelegentlich der gewohnten Zusammenkünfte üblich waren, allen Reiz und jegliches Interesse verloren. Antoine d'Hamilton war an diesen Gesellschaftsabenden meist nur stiller, aber desto aufmerksamerer Beobachter und hat sich, so viel wir wissen, an diesen Jeux d'esprit nur selten beteiligt, wenn er sich auch nicht völlig von dieser Verpflichtung der Mitwirkung „qui gênoit sa paresse, plus grande encore que sa facilité" frei machen konnte. So gewandt er nämlich in der Handhabung der Feder war, mit so unerbittlicher Satire er bestehende Zustände zu

geißeln und seiner Spottlust über die Schwächen seiner Mitwelt die Zügel schießen lassen konnte in seinen Schriften, so ungelenk und wenig schlagfertig war er in der Konversation, was er verschiedene Male unumwunden zugibt. In einem Briefe an Mimure bezeichnet er das Reden und Dichten aus dem Stegreife als ein „monstre qui vulgairement s'appelle Impromptu[24]),

Qui me fait mourir de chagrin,
Enfant de la table et du vin,
Difficile et peu nécessaire,
Vif, entreprenant, téméraire,
Etourdi, négligé, badin,
Jamais rêveur, peu solitaire,
Quelquefois délicat et fin".

Hamilton scheint nicht frei von einer gewissen Befangenheit gewesen zu sein, wenn an ihn die Aufforderung zu improvisieren gerichtet wurde. Mit Bezug auf das „Monstre Impromptu" fährt Hamilton in seinem *Briefe an Mimure* fort:

„Nous avons ici des gens qui ont le secret de l'apprivoiser, et de lui faire dire les plus jolies choses du monde. Mais pour moi,

„Au seul aspect de l'Impromptu
Je me sens troubler la cervelle;
La rime indomptée et rebelle
Me fuit, et Bacchus plus bourru
Qu'il n'est dans sa saison nouvelle,
Au lieu de m'échauffer, me gèle;
Interdit, morne, confondu,
En vain je m'excite et l'appelle,
Jamais il ne m'a répondu.
Et dans cette route nouvelle,
Mon esprit rétif, abattu,
N'a pour rimer ni force ni vertu."

[24]) S. Bd. III, p. 58ff.

Nicht etwa, als ob er „mit dem Glase in der Hand“ nicht gleich vielen anderen „Verse“ machen könnte, aber solche hervorzubringen, „que le dieu des vers autorise

Et qui soient dignes des concerts
Qu'il inspire ou qu'il favorise“,

dazu seien nur Malézieu, Genest, Mayercron und der Herzog von Nevers imstande.

„Ich hülle mich“, schreibt Hamilton weiter, „bei solchen Gelegenheiten in achtungsvolles Stillschweigen“. „et je ne brille guère plus dans les autres attentif à recueillir ce que la vivacité d'esprit répand ici de tous côtés il n'est question de moi que lorsque je puis me parer de ce que j'entends dire:

De tant d'heureux originaux
Froid et misérable copiste,
Mon esprit près d'eux ne subsiste
Qu'à mettre à profit leurs bons mots“.

Hamilton gibt uns von einer jener glanzvollen Festlichkeiten, an denen er teilgenommen hatte, eine ungemein anziehende und geistreiche Schilderung, welche in einem *Briefe an Henriette Bulkeley* gerichtet war. Es handelte sich um ein Fest in Châtenay, einem Schlosse unweit Sceaux. In welch launiger Weise Hamilton seine Beschreibung durchführte, das ersehe man aus einem Satz vom Schlusse dieser Beschreibung[25]:

„Le souper fut encore plus magnifique que le premier repas; les dames s'y présentèrent avec les mêmes charmes, et quelque chose de plus. . . . .“

Henriette Bulkeley ist übrigens, so viel bekannt ist, die einzige Frauengestalt, zu der Hamilton in nähere Beziehungen getreten ist. Doch wissen wir über seine Herzensangelegenheit im Grunde genommen nur sehr wenig. So viel man aus den fünf reizenden an sie ge-

[25] S. Bd. III, p. 153.

richteten Briefen und dem ihr gewidmeten Epître sowie einigen anderen Gedichten schließen kann, hatte Hamilton zu der „schönen Henriette“ oder „belle Lisette“, wie er sie manchmal anredet, eine große leidenschaftliche Zuneigung gefaßt oder schien sie wenigstens zu ihr zu hegen. Es ist anzunehmen, daß Henriette Bulkeley Hamiltons Empfindungen nicht in gleicher Weise erwiderte und dieser ihrer Gesinnung zu verschiedenen Malen Ausdruck verliehen hat, wie aus einer Bemerkung in einem Briefe Hamiltons an seine Freundin hervorgeht, wo er schrieb, daß er „très sensible aux moindres marques de son indifference“ sei. Und so war es zwischen ihnen beiden über ein herzliches Freundschaftsverhältnis nicht hinausgekommen.

Mademoiselle Bulkeley verheiratete sich mit dem Grafen Ployden. Hamilton ist unverheiratet geblieben.

In den letzten Jahren seines Lebens zeigte Hamilton ganz entgegen seinen früheren Anschauungen einen auffallenden Hang zur Frömmigkeit, die er weder in seiner Umgebung noch in seinen Schriften verleugnete. Seine Schwester, Gräfin Elisabeth Grammont, eine tief religiöse Natur, hatte ihn gleich ihrem Gemahl allmählich auf die Bahn der Religiosität geleitet und ihn mit religiösem Sinn erfüllt. Und wenn Hamilton in einem *an Saint-Evremond im Namen Grammonts gerichteten Briefe* diesen sprechen läßt[26]):

„Voici pour l'une et l'autre vie
Le plan de ma philosophie:
Je tâche de mettre à profit
Ce que la comtesse m'en dit;
Car, sans méditer et sans lire,
Je commence à me faire instruire
Des principes de notre foi,
Petitement, pour me suffire“,

[26]) S. Bd. III, p. 94.

so ist in diesen Worten auch seine eigene endliche Lebensauffassung enthalten.

Von nun an ist Hamiltons, des nunmehr 70-jährigen Greises, einziges Streben auf die Erlangung innerlicher Vollkommenheit im rein christlichen Sinne gerichtet. Er will sein Leben zu einem glücklichen Abschluß bringen. Dabei denkt er aber noch keineswegs an ein nahe bevorstehendes Ende. Er fühlt sich hinlänglich kräftig, um noch ein weiteres Jahrzehnt auszufüllen, und ist der Ansicht:

„ . . . . . Que l'homme sage
N'est jamais pressé de mourir."

Wie er eine glückliche Beendigung seiner Lebensbahn zu erreichen glaubt, darüber klärt er uns auf in seiner aus dem Jahre 1716 datierenden, in Doppelreimen verfaßten *Méditation „De l'usage de la vie dans la Vieillesse"*[27]):

Soixante et dix ans, dit David,
Est de l'homme l'âge ordinaire;
A quatre-vingts l'on ne va guère;
Qui vit plus, tout le temps qu'il vit
N'est que douleur et que misère.

Pour moi, j'ai désormais atteint
Sept fois dix ans, à compter juste;
Et, pour aller à quatre-vingt,
Je suis peut-être assez robuste;
Mais qu'un peu plus tôt ou plus tard
Le moment arrive où la vie
Doit pour toujours m'être ravie,
Je n'y puis long-temps avoir part.
Quel emploi donc, et quel usage
Dois-je en faire dans mon déclin?
J'en dois envisager la fin
Comme celle d'un long voyage,
Ou comme la dernière main

[27]) S. Bd. III, p. 304.

Qu'un artisan habile et sage
Doit bientôt mettre à son ouvrage.
Je dois, entrant dans son dessein,
Me faire un devoir de le suivre;
Et je dois, pour y concourir,
Après avoir su long-temps vivre,
Essayer d'apprendre à mourir.
Ce n'est pas une vaine étude,
Qui puisse être à compter pour rien,
Ni qui se fasse jamais bien
Quand on n'en a pas l'habitude;
On ne peut trop tôt y penser;
Il n'est pas temps de commencer
A se la rendre familière,
Quand le corps vient à s'affaiser,
Que l'esprit commence à baisser,
Et qu'enfin la machine entière,
Prête à manquer à tout moment,
Partout s'arrête et se dément.
C'est une étude malaisée;
Il est tard de s'y prendre alors;
Il faut, sain d'esprit et de corps,
La faire à tête reposée;
Il faut, pour s'en bien acquitter
S'accoutumer à méditer
Ce qu'on est, et ce qu'on doit être;
Il faut de bonne heure apprêter
Le compte qu'on doit à son maître;
Il faut enfin se souvenir
Qu'il reste un rôle à soutenir,
Dont on doit compte au monde même.
J'ai vu bien des gens parvenir
Jusques à la vieillesse extrême,
Peu savoir sagement finir.
Ils savoient avant leur vieillesse,
Bons acteurs et judicieux,
Par leur esprit, par leur sagesse,
Bien représenter en tous lieux:
Faut-il faire le personnage

Du dernier rôle de leur âge,
Ils ne savent pas être vieux;
Et, lorsqu'amis de la retraite
Ils ne devroient plus s'occuper
Que de l'heure qui va frapper,
Ils traînent partout leur squelette,
Et ne font que se dissiper:
Avec eux-mêmes ils s'ennuient,
Et cherchent le monde et le bruit.
Lassés d'eux-mêmes, ils se fuient;
Mais c'est en vain, l'ennui les suit,
Le monde qu'ils cherchent les fuit;
Et, quand de visite en visite,
Ils l'ont suffisamment instruit
Qu'ils survivent à leur mérite,
L'ennui chez eux les reconduit.

A jamais pour moi respectable
Le vieillard sage et vénérable
Qui, vert encore et vigoureux,
Sait terminer ses jours heureux
Par une retraite honorable!
Il me semble encore le voir,
A Paris, chez lui, vers le soir,
Se prêter quelque temps au monde,
Vivre à lui le reste du jour,
Et jouir d'une paix profonde,
Par son choix banni de la cour.
C'est ainsi que, tranquille et ferme,
Et sans jamais se démentir,
Prêt à tous moments à partir,
Il attendit son dernier terme;
C'est ainsi qu'il sut de ses jours
Couronner dignement le cours.

Pour vivre et mourir quel modèle!
On ne peut assez respecter
Sa vie et si sage et si belle;
On ne peut assez l'imiter."

Von nun an zieht sich Hamilton mehr und mehr von der Welt und ihren Freuden zurück. Der Rest seiner Lebenstage soll „der Reue“ gewidmet sein, und seine Feder, die bisher nur die Freuden des Lebens und der Menschheit geschildert, verspricht er von nun an nur mehr zum Preise der göttlichen Gnade zu gebrauchen. Fortan entsagt er vollends der profanen Poesie.

Ich zitiere seine *„Reflexions“*, die seine letzt gewonnenen Ansichten zum Ausdruck bringen, und die gewissermaßen als Fortsetzung seines Gedichtes „De l'usage de la vie dans la Vieillesse“ zu betrachten sind[28]):

„Grâce au ciel! je respire enfin
Au bord fatal du précipice
Où m'avoient entraîné le désordre et le vice
Qui règnent dans le coeur humain;
Le Sauveur m'a tendu la main,
Et j'ai senti cette bonté propice
Qu'on n'invoque jamais en vain.
Idole que mes voeux n'ont que trop encensée,
Volupté! vif objet de nos désirs errants,
Ivresse d'une âme insensée,
Ne troublez plus de tranquilles moments!
Fuyez, spectacles séduisants,
Fantômes qui teniez ma raison balancée
Entre vos vains engagements;
Eloignez de mes yeux tous ces enchantements,
Et n'offrez plus à ma pensée
Vos frivoles amusements!

Et vous, profane poésie!
Inutile présent des cieux,
Douce erreur de l'esprit, pompeuse frénésie,
Fabuleux être de vos dieux,
Source féconde en trompeuses merveilles!
Ceux qui vous possèdent le mieux
Ne réussissent, par leurs veilles,

[28]) S. Bd. III, p. 308.

Qu'à remplir mollement le coeur et les oreilles
De vos songes harmonieux.

Si je me suis laissé conduire
Au faux éclat de vos brillants,
Vous n'avez plus pour me séduire
Que quelques restes impuissants
D'un souvenir qui ne peut nuire
Au repos heureux que je sens.
Un nouveau rayon de lumière
Me découvre la vérité,
Et m'ouvre la seule carrière
Qui mène à l'immortalité.

Choisissons désormais cette clarté pour guide,
Qu'elle règle tous nos penchants;
Et que l'auguste éclat de sa beauté solide,
Nous élevant d'un vol rapide,
Soit l'unique objet de nos chants!

Fille du ciel, pure Innocence!
Asile contre tous nos maux,
Vrai centre du parfait repos!
Heureux celui dont la constance,
Vous conservant dans l'abondance,
Ne vous perd point dans les travaux
D'une longue et triste indigence!
Egal dans l'un et l'autre sort,
Soutenu d'un espoir que rien ne peut éteindre,
Il attend l'infaillible mort
Sans la souhaiter ni la craindre.

Heureux de qui l'esprit, à la fin rebuté
De l'impérieux esclavage
Du monde et de sa vanité,
De larmes et d'humilité
Offrant un salutaire hommage
Au trône du juge irrité,
Etablit sa félicité
Dans un immortel héritage
Qu'on fait pour une éternité!"

Mit dieser Dichtung beschloß Hamilton seine literarische Laufbahn. Nicht lange nachher, zu Anfang des Jahres 1719, machten sich Zeichen seines herannahenden Todes bemerkbar. „Hamilton starb", wie wir bei Horace Walpole, seinem best unterrichteten Biographen, lesen, „voll erhabener frommer Gefühle nach Empfang der heiligen Sterbesakramente".

Über den Todestag Hamiltons war man lange Zeit im Zweifel. Die meisten verlegten ihn auf den 6. August 1720, einige in das Jahr 1721. Nach Abel Goujon, in seiner „Histoire de Saint-Germain", hinwiederum starb er am 21. April 1720. Es ist mir völlig unerfindlich, wie es kam, daß diese fehlerhaften Angaben bei so vielen Literar-Historikern skrupellose Aufnahme finden konnten.

Erst J. Dulon bringt in seinem Buche „Jacques II Stuart, Sa Famille et les Jacobites à Saint Germain en Laye 1897", zum ersten Male das richtige Datum mit dem 21. April 1719. Gelegentlich meines Aufenthaltes in Saint-Germain war es mir durch die Liebenswürdigkeit des dortigen Bibliothekars der Gemeindebibliothek möglich, mich durch Einsichtnahme in das Kirchenregister hiervon zu überzeugen.

Im folio 31 der „Régistres paroissiaux, année 1719", fand ich unter dem 22. April den Totenschein Hamiltons, den ich hier getreu nach dem Original wiedergebe:

Acte de décès.

Antoine Hamilton

„Le même jour a été inhumé dans cette église le corps de mre. Antoine Hamilton marechal de camp de la maison d'Abercorne en Ecosse décédé sur cette paroisse le jour précédant âgé de soixante et quatorze ans, en présence de Sr. Jean Nugent, Ecuyer du Roy d'Angleterre et Cousin du défunt, le Sr. Richard Butler colonel irlandais cousin du défunt et d'autres qui ont signé."

Howard Nugent

Richard Butler

Boullay

prêtre

Von der Grabstätte des Dichters, welche sich in der Pfarrkirche befinden soll, und von der auch Dulon spricht, konnte ich mit dem besten Willen nichts entdecken. Ich konnte auch trotz eingehender Erkundigungen über den Verbleib des einstmals offenbar vorhandenen Grabdenkmals nichts in Erfahrung bringen. Merkwürdigerweise blieb mir Professor Dulon, der mit der Geschichte Saint-Germains wohl am meisten vertraute Forscher, die Antwort auf meine diesbezüglichen Fragen schuldig und sah sich außerstande, die von ihm bezüglich der Begräbnisstätte gemachte Angabe aufrecht zu erhalten, die er, wie ich vermute, ohne näher zu untersuchen, lediglich aus dem Totenschein entnommen hatte. Es ist anzunehmen, daß die Grabstätte Antoine d' Hamiltons gleich der manch anderer in Saint-Germain bestatteten Jakobiten in den Wirren der französischen Revolution der Zerstörung anheimgefallen ist.

II. Kapitel.

Mémoires de Grammont.

Antoine d'Hamiltons literarische Tätigkeit erstreckte sich auf Poesie wie auf Prosa. Er schrieb, wie er selbst ausdrücklich bemerkt, nur zu seiner Zerstreuung, zu seinem Vergnügen, um seiner Schwester und seinen Freunden Unterhaltung zu verschaffen, ohne die Absicht, seine Werke jemals der Öffentlichkeit zu übergeben.

Während seine Gedichte, die ja größtenteils Gelegenheitsgedichte darstellen, trotz der meistens recht flüssigen Reime für uns jeglichen Reizes entbehren und überhaupt, weil nur für seine Zeit bestimmt und für einen bestimmten Kreis berechnet, für uns kein Interesse mehr bieten können — auszunehmen sind die in den *Contes* enthaltenen poetischen Stücke, einige wenige Gedichte allgemeinen Inhalts und vorzugsweise die *Epître an den Grafen Grammont*, die ein Meisterstück für sich allein bildet — so war er hingegen nach dem übereinstimmenden Urteile seiner Zeitgenossen und seiner Biographen ein vollendeter Meister in der Behandlung der Prosa, in der er in unübertrefflicher Weise die Feinheiten der Sprache zum Ausdrucke zu bringen wußte.

Hamilton gebührt der Ruhm, daß er, obgleich ein Ausländer, zur Bereicherung der französischen Literatur mit einer Anzahl von Erzählungen beigetragen hat, die den Vergleich mit den besten Werken dieser Gattung aufnehmen.

Unter diesen Schriften, welche in der letzten Epoche Hamiltons entstanden, nachdem er schon das 60. Lebens-

jahr überschritten hatte, haben die *Mémoires de Grammont* seinen literarischen Ruhm am meisten verbreitet.

Bevor ich diese einer eingehenderen Betrachtung unterziehe, möchte ich einen kurzen Überblick über die bedeutenderen Memoirenschriftsteller des 17. Jahrhunderts geben.

Das 17. Jahrhundert ist reich an Erscheinungen in der sogenannten Memoirenliteratur, einem den Franzosen ganz besonders vertrauten und von ihnen zu hoher Blüte gebrachten Zweige der Prosa. Die gesamte Geschichte des 17. Jahrhunderts fand ihre getreueste und fast ausschließliche Darstellung in der Memoirenliteratur, die sich aufs eingehendste zum Teil in täglicher Aufzeichnung mit den Menschen und Ereignissen jener großen Epoche beschäftigte. Am interessantesten sind die sich auf die Regierung Annas von Österreich und die Wirren der Fronde bezüglichen Memoiren, die eine eingehende Schilderung von Madame de Motteville und Mademoiselle de Montpensier gefunden haben.

Madame de Motteville[1]), welche 30 Jahre lang als Kammerfrau im Dienste der Königin Anna von Österreich gelebt hat, erzählt deren Leben mit allen Einzelheiten und entwirft hiervon in einfacher, anmutiger Sprache ein wenig schmeichelhaftes Bild. Mademoiselle de Montpensier[2]), Tochter Gastons von Orléans, spricht mit scherzhafter Naivität über alle die Vorgänge, an denen sie als Augenzeugin teilgenommen hat. Ihre Erzählung ist unzusammenhängend, ihr Stil sehr unkorrekt; doch tragen ihre Memoiren den Stempel unbedingter Wahrhaftigkeit an sich.

Der Herzog von La Rochefoucauld[3]) ist in seinen Memoiren noch nicht der bemerkenswerte Schriftsteller, als der er sich in seinen „Maximen“ entpuppte. Nüchtern-

[1]) Madame de Motteville (1621—1689).

[2]) Mademoiselle de Montpensier; ihr eigentlicher Name Louise d'Orléans, Herzogin von Montpensier (1627—1693).

[3]) La Rochefoucauld (1615—1680).

heit in der Erzählung, eleganter Stil, großes Geschick in der Entwirrung von Intriguen machen das Hauptverdienst seiner glänzenden Darstellung aus.

Erst mit dem Kardinal v. Retz erreichen die Memoiren des 17. Jahrhunderts eine bedeutende Höhe. Retz legte in seinen Memoiren alle Einzelheiten seines Lebens bis zum Jahre 1655, selbst die am wenigsten ehrenhaften, nieder. Er verfaßte seine Memoiren weniger aus Ehrgeiz als vielmehr aus Freude an Intriguen, in deren Darstellung er eine seltene Fertigkeit bewies. Nach seiner Auffassung war die Politik „ein Theater, wo er zu seinem Amüsement die lustigsten Komödien spielte". Nach dem Beispiele der Alten streute er Zwiegespräche, tiefsinnige Gedanken, politische Betrachtungen in seine geschichtlichen Aufzeichnungen ein.

Eine gewisse Sonderstellung unter den Memoiren nehmen die des Gatien Courtilz de Sandraz ein, wenn man diese überhaupt noch als Memoiren ansprechen kann und will, da ihnen hierfür fast durchweg das Nötigste, die geschichtliche Treue, fehlt, so daß sie vielmehr unter die historischen Romane einzureihen sind. Jedenfalls sind sie Vorläufer des historischen Romans, bilden sozusagen eine Brücke von den Memoiren zum historischen Roman, oder, besser gesagt, zu jener Art des historischen Romans, wie ihn Hamilton mit vollendeter Meisterschaft in seinen *Mémoires de Grammont* geschaffen hat.

Es wäre interessant, diese beiden Männer einander gegenüberzustellen und an ihrem beider Schaffen ihre Individualität kennen zu lernen, die sie, mögen sie auch manch gemeinsame Züge aufweisen, doch zu ganz anderen Zielen gelangen lassen. Ich kann es nicht unterlassen, das Leben eines so merkwürdigen Mannes, wie Courtilz de Sandraz[4]) zu skizzieren, der meistens nur geringer Beachtung gewürdigt oder überhaupt ignoriert wird.

[4]) Gewöhnlich Courtilz de Sandraz; s. Larousse.

Gatien Sandraz de Courtilz de Vergé[5]) wurde zu Montargis im Jahre 1644 geboren. Er widmete sich der Militärlaufbahn, wurde Hauptmann in dem „Champagne-Regiment". Er besaß Esprit und großen Hang zur Intrigue, wie sich aus seinen Werken ersehen läßt, von denen er mehrere in der Mußezeit geschrieben hat, die ihm der Friede von Nymwegen 1678 verschafft hatte. Im Jahre 1683 siedelte er nach Holland über, um sie dort unter dem Pseudonym „Monfort" drucken zu lassen. Aus Gefälligkeit für die Buchhändler und um sich in diesen Landen einen Ruf zu gründen, begann er, die Feder gegen sein Vaterland zu kehren, und schrieb die unter dem Namen „La conduite de la France depuis la Paix de Nimégue" bekannte Abhandlung. Aber seine Heimatliebe veranlaßte ihn bald wieder in einer zweiten Schrift einen Widerruf dessen niederzulegen, was er im Jahre vorher veröffentlicht hatte. Diese beiden Schriften erschienen anonym, wie auch alle seine übrigen Werke entweder ohne Namen oder unter einem Pseudonym geschrieben, zum größten Teil im Haag gedruckt sind, obgleich man auf mehreren Ausgaben „Cöln" als Druckort angegeben finden konnte.

Der Eifer, den Courtilz für sein Vaterland entwickelte, war daran schuld, daß ihm in seinen Werken einige Wahrheiten entschlüpften, welche in seiner neuen Heimat Mißfallen erregen mußten. Er sah sich infolgedessen gezwungen, Holland zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, wo er dann vier Jahre blieb. Dort schrieb er eine Reihe von Büchern, zu deren Veröffentlichung er, da er in seinem Vaterland wieder auf Schwierigkeiten stieß, abermals nach Holland zu reisen veranlaßt wurde. Von 1694 bis 1712 weilte er nunmehr wieder in Holland, um dann definitiv in seine Heimat zurückzukehren. Ein Befehl des Königs bewirkte seine sofortige Verhaftung, sei es, weil er durch seine „Annales de Paris et de la

[5]) Duclos, oeuvres 1821, Bd. III, p. 462.

Cour“ oder durch ein anderes Werk des Königs Unwillen erregt hatte. Man kerkerte ihn in die Bastille ein, wo er neun Jahre ununterbrochen verblieb. Während der ersten drei Jahre seiner Haft war er in einer engen Zelle eingeschlossen, erhielt aber in der Folge etwas mehr Freiheit. Diese ganze Zeit hindurch beschäftigte er sich literarisch. Im Genusse seiner Freiheit stand er nicht mehr lange Zeit. Schon am 6. Mai 1712 starb er in Paris im Alter von 68 Jahren.

Interessant ist folgende Charakteristik des Schriftstellers Courtilz aus der Feder seines Zeitgenossen Monsieur Bayle:

„Il narre joliment, il y a du vif et de la clarté dans son stile, son génie est fecond, il a le don d'écrire avec une facilité extraordinaire. S'il eut employé de si beaux talens a suivre les grand modéles de l'Antiquité, et les loix de l'Histoirien. Mais dès qu'un Auteur ne cherche que sa propre gloire ou son profit, préférablement à l'utilité de ses Lecteurs; alors c'est un homme dont on doit craindre les supercheries, et à qui l'on ne doit se fier qu'à bonnes enseignes. Comme il veut se faire lire, et qu'il aime à en donner à garder, il parle des choses comme temoin oculaire; il a tout vû; il se prête comme un grand Régistre d'Anecdotes; il sême partout des avantures qui puissent surprendre; il romanise tous les sujets qu'il manie; On ne trouve dans ses prétendus mémoires aucunes dates des évenements qu'il y raconte, même des plus remarquables. Il y débite ses fictions sans aucum égard à la Chronologie, il passe d'une année à une autre sans en avertir son Lecteur faisant même préceder quelque fois ce qui devroit suivre.“

Und in der Tat hält Courtilz in seinen Werken niemals an einer genauen Ordnung und Reihenfolge der Ereignisse fest. Er gestattet sich die bedenklichsten Anachronismen, offenkundige Unwahrheiten, knüpft mit großer Kühnheit an das Wenige, was er über einen Gegenstand, den er behandelt, weiß, die abenteuerlichsten Betrachtungen an. Ohne sich irgend welcher Quellen und Bücher zu be-

dienen, schrieb er all seine Abhandlungen skrupellos aus dem Kopf und Gedächtnis nieder und war niemals über die Wahl des Stoffes oder die Form seiner Werke in Verlegenheit. Courtilz de Sandraz hat in seinen Werken, in denen Wahres, Falsches und Merkwürdiges vermischt sind, tatsächlich nur historische Romane hinterlassen, und nur als solche sind sie in der Geschichte der Literatur zu betrachten.

Während Courtilz de Sandraz selbst in seinen letzten Werken noch ganz in den Anschauungen des 17. Jahrhunderts lebt, weht uns bei Hamilton bereits der Hauch eines neuen Jahrhunderts entgegen.

Hamilton eröffnet den Reigen der großen Romanschriftsteller im 18. Jahrhundert mit seinen *Mémoires de Grammont.* Der genaue Titel, wie er sich auf der ersten, im Jahre 1713 erschienenen Ausgabe findet, lautet: *Mémoires de la vie du comte de Grammont contenant particalièrement l'histoire amoureuse de la cour de l'Angleterre sous le règne de Charles II.*

Nicht leicht hat ein Mensch die Bewunderung seiner Zeitgenossen in so hohem Maße erregt als Graf Grammont, der als der glänzendste Höfling während der Regierung Ludwigs XIV. galt. Es hat ihm natürlich weder unter seinen Mitmenschen noch in der Nachwelt an Neidern und übelwollenden Beurteilern gefehlt. Während Duclos in einer nur kurzen, aber scharfen Kritik von Grammont als einem „roué de la première classe" spricht, entwirft Saint-Simon in einer längeren, nichts weniger als günstigen Charakterisierung ein Bild des Grafen und schildert ihn folgendermaßen[6]):

> „C'étoit un homme de beaucoup d'esprit; mais de ces esprits de plaisanterie, de reparties de finesse et de justesse

[6]) S. Mémoires de Saint-Simon (1675—1755), Boislisle, Bd. XIV, p. 262—268.

à trouver le mauvais, le ridicule, le foible de chacun, de le peindre en deux coups de langue, irréparables et ineffaçables, d'une hardiesse à le faire en public, en présence et plutôt devant le Roi qu'ailleurs, sans que mérite, grandeur, faveur et places en pussent garantir hommes ni femmes quelconques. A ce métier, il amusoit et il instrusoit le Roi de mille choses cruelles, avec lequel il s'étoit acquis la liberté de tout dire, jusque de ses ministres. C'étoit un chien enragé à qui rien n'échappoit. Sa poltronnerie comme le mettoit au-dessus de toute suite de ses morsures. Avec cela escroc avec impudence, et fripon au jeu à visage découvert, et joua gros toute sa vie; d'ailleurs prenant à toutes mains et toujours gueux, sans que les bienfaits du roi, dont il tira toujours beaucoup d'argent aient pu le mettre tant soit peu à son aise. Il en avoit eu pour rien le gouvernement de la Rochelle et pays d'Auris à la mort de Monsieur de Noailles et l'avoit vendu depuis fort cher à Gacé, depuis maréchal de Matignon. Il avoit les premières entrées, et ne bougeoit de la cour. Nulle bassesse ne lui couloit auprès des gens qu'il avoit le plus déchirés, lorsqu'il avoit besoin d'eux, prêt à recommencer dès qu'il en auroit eu ce qu'il en vouloit; ni parole ni honneur en quoi que ce fût, jusque-là qu'il faisoit mille contes plaisants de lui-même et qni tiroit gloire de sa turpitude, si bien qu'il l'a laissée à la postérité par des Mémoires de sa vie qui sont entre les mains de tout le monde, et que ses plus grands ennemis n'auroient osé publier. Tout en fin lui étoit permis, et il se permettoit tout. Il a vieilli sur ce point-là . . . Il n'avoit pas la moindre teinture d'aucune religion. De ses dits et de ses faits, on en feroit des volumes, mais qui seroient déplorables, si on en retranchoit l'effronterie, les saillies et souvent la noirceur. Avec tous ces vices sans mélange d'aucun vestige de vertu, il avoit débellé la cour et la tenoit en respect et en crainte: aussi se sentit-elle délivrée d'un fléau que le Roi favorisa et distingua toute sa vie."

In wesentlich besserem Lichte läßt den Grafen Grammont der bedeutende Historiker Taine[7]) erscheinen. Er

[7]) Taine geb. in Vouziers (1828—1893).

wird Grammont am meisten von dessen Kritikern gerecht, wenn er sagt[8]):

„Le chevalier de Grammont a trop d'esprit pour aimer l'orgie. C'est qu'en somme l'orgie n'est pas agréable; casser des verres, broiller, dire des ordures, s'emplir jusqu'à la nausée, il n'y a là rien de bien tentant pour des sens un peu délicats; il est né épicuricien, et non glouton ou ivrogne. Ce qu'il cherche, c'est l'amusement, non la joie déboutonnée ou le plaisir bestial. Je sais bien qu'il n'est pas sans reproche. Je ne lui confierais pas ma bourse; il oublie trop aisément la distinction du tien et du mien, surtout je ne lui confierais pas ma femme; il n'est pas net du côté de la délicatesse, ses escapades au jeu et auprès des dames sentent d'un peu bien près l'aigrefin et le suborneur.

Mais j'ai tort d'employer ces grands mots à son endroit; ils sont trop pesants, ils écrasent une aussi fine et aussi jolie créature. Ces lourds habits d'honneur ou de honte ne peuvent être portés que par des gens sérieux, ni les autres ni lui même ni le vice ni la vertu. Passer le temps agréablement, voilà toute son affaire . . .

L'odieux et l'ignoble disparaissent de la vie ainsi étendue. S'il fait sa cour aux princes; soyez sûr que ce n'est point à genoux: une âme si vive ne s'affaise point sous le respect; l'esprit le met de niveau avec les plus grands; sans prétexte d'amuser le roi, il lui dit des vérités vraies.

S'il tombe à Londres au milieu des scandales, il n'y enfonce, il y glisse sur la pointe du pied si lestement qu'il ne garde pas des boue. On n'aperçoit plus sous ses récits les angoisses et les brutalités que les événements recèlent; le conte file prestement, éveillant un sourire, puis un autre sourire, puis encore un autre, si bien que l'ésprit tout entier est emmené, d'un mouvement agile et facile du côté de la belle humeur. A table Grammont ne s'empiffrera pas; au jeu il ne deviendra pas furieux, devant sa maîtresse, il ne lâchera de gros mots, dans les duels, il ne haïra pas son adversaire. L'ésprit français est comme le vin français: il ne rend les gens ni brutaux, ni méchants ni tristes. Tel est la source de

[8]) S. Histoire de la littér. angl. 1864, Bd. III, Kap. 1 u. 2.

cet agrément: les soupers ne détruisent ici ni la finesse, ni la bonté ni le plaisir. Le libertin reste sociable, poli et prévenant; sa gaîté n'est complête que par la gaité des autres; il s'occupe d'eux aussi naturellement de lui même, et par surcroît, il reste alerte et dispos d'intelligence; les saillies, les traits brillants, les mots heureux pétillent sur ses lèvres, il pense à table et en compagnie quelquefois mieux que seul ou à jeun. Vous voyez bien qu'ici le débauché n'opprime pas l'homme. Grammont dirait qu'il l'achève et que l'ésprit, le coeur, les sens, ne trouvent leur perfection et leur joie que dans l'élégance et l'entrain d'un souper choisi."

So wie uns Taine hier Grammont schildert, so tritt er uns in den *Mémoires de Grammont* entgegen, und wenn wir den Grafen im Lichte seiner Zeit betrachten, so können wir begreifen, wie er besonders für die junge Generation seiner Zeit das Ideal bildete. In ihm erblickte der junge Adel das Muster eines echt französischen Edelmanns. Ein Mann, der wie Grammont in sich Stolz, Geschmeidigkeit und Galanterie, Schlauheit und Dreistigkeit mit Freigebigkeit und Gaunerei vereinigt, war für ihn das Vorbild eines wahren Franzosen. Für den jungen Adel galt damals keine Art von Handlungen tadelnswert, war sie nur nach der Weise und Gepflogenheit ihres Helden geschickt und mit List ausgeführt und unter dem Deckmantel der Liebenswürdigkeit mit Entschlossenheit und Kühnheit zur Ausführung gebracht. Saint-Evremond sah in Grammont seinen Helden, seinen Abgott[9]).

[9]) Folgende Epistel Saint-Evremonds enthält eine überschwängliche Charakteristik seines Helden:

„Il n'est qu'un chevalier au monde
Et que ceux de la table ronde,
Que les plus fameux aux Tournois,
Aux avantures, aux exploits,
Me pardonnent, si je les quitte
Pour chanter un nouveau mérite.
C'est celui qu'on vit à la Cour
Jadis si galant sans amour;

Grammont war vor allen Dingen in ausgezeichnetem Grade die Fähigkeit eigen, selbst den unbedeutendsten Gesprächstoffen Interesse zu verleihen. Was im Munde eines jeden anderen Menschen verloren hätte, dem wußte er Bedeutung zu geben. Merkwürdig, daß er, der über ein so glänzendes Konversationstalent verfügte, absolut außerstande war, seine Gedanken in ebenso anregender Weise schriftlich festzuhalten. Hamilton mußte ihm in

Le même qui sut à Bruxelles,
Comme ici plaire aux Demoiselles,
Gagner tout l'argent des maris,
Et puis revenir à Paris,
Ayant couru toute la terre,
Dans le jeu, l'amour et la guerre.
Insolent en prospérité,
Fort courtois en nécessité;
L'âme en fortune libérale
Aux créanciers pas trop loyale;
Qui n'a changé, ni changera;
Et seul au monde qu'on verra
Soutenir la blanche vieillesse,
Comme il a passé la jeunesse.
Rare merveille de nos jours,
N'étoient vos trop longs amours;
N'étoit la sincère tendresse
Dont vous aimez vôtre Princesse,
N'étoit qu'ici les beaux désirs
Vous font pousser de vrais soûpirs,
Et qui enfin vous quittez pour elle
Votre mérite d'infidelle;
Cher et parfait Original,
Vous n'auriez jamais eu d'égal.
Il est des Héros pour la guerre,
Mille grands hommes sur la terre;
Mais au sens de Saint-Evremond,
Rien qu'un Chevalier de Grammont:
Et jamais ne sera de vie
Plus admirée et moins suivie."

(Aus: Oeuvres avec la vie de l'auteur par Mr. des Maizeaux, Amsterdam 1726, p. 393).

wichtigen Angelegenheiten Sekretärsdienste leisten. In ihm hatte Grammont neben Saint-Evremond, „seinem Philosophen", seinen eifrigsten Verehrer.

Hamilton bewunderte seinen Schwager, „un personnage sans type et sans modèle", wie er ihn nennt, unablässig und fand sein höchstes Vergnügen darin, den einzigartigen Schilderungen seiner Abenteuer zuzuhören und ihn so in seiner ganzen Eigenart und in seinem ganzen Wesen zu erfassen und zu studieren, so daß es nicht wundernehmen kann, wenn schließlich dessen Talent vollkommen auf ihn überging und so seine eigenen Fähigkeiten ergänzte. Sein angeborener angelsächsischer Humor in glücklicher Vereinigung mit dieser glänzendsten Art des „Esprit français" machte ihn zum berufensten und treuesten Historiker Grammonts. In übertriebener Bescheidenheit behauptete er, nach des Grafen Diktat seine Memoiren niedergeschrieben zu haben.

Viel näher liegt die Annahme, daß er in den Schilderungen aus dem Leben und in der Gestalt Grammonts den geeigneten Stoff erkannte, sein Erzählertalent zur Verwirklichung zu bringen, wobei er seiner Phantasie in weitestem Maße die Zügel schießen ließ. Allerdings ging hierbei die geschichtliche Treue, wenn sie auch im allgemeinen gewahrt blieb, doch vielfach verloren, und das Werk erhielt somit den Charakter eines historischen Romans.

Es dürfte zu weit führen, würde ich die „*Memoires de Grammont*" eingehender analysieren. Immerhin möchte ich es nicht unterlassen, auf den Inhalt derselben im allgemeinen einzugehen. Die *Memoires de Grammont* zerfallen ohne weiteres in zwei Teile, die, was Inhalt und Wert anlangt, einer ganz verschiedenen Beurteilung zu unterziehen sind. Während uns Hamilton im ersten Teile der ‚Memoiren' eine Reihe von Abenteuern seines Helden, die dieser seit seinem Verlassen der Heimat in Italien und Frankreich bestanden, zum besten gibt, führt er uns im

zweiten Teile an den Hof des Königs Karl II. nach England.

Der erste Teil bietet durch den Stoff allein schon viel Ergötzliches und ist deshalb äußerst amüsant zu lesen.

Wesentlich wertvoller ist der zweite Teil, der ein gut Stück Kultur- und Sittengeschichte von Hamiltons Zeit in sich birgt. In diesem Teile gewinnt der Leser erst eine richtige Wertschätzung *Hamiltons*. Hier entfaltet sich die Kunst seiner Darstellung zu voller Höhe, und wir erkennen aus der Art und Weise, wie er das ausgeartete Hofleben in St. James schildert, wie weit sein Geist und Sinn ihn über den Gegenstand erhob, den er als Beobachter schilderte.

Der zweite Teil ist aber auch in rein historischer Hinsicht nicht ohne Wichtigkeit. Es ist erklärlich, daß die einzelnen vom Verfasser geschilderten Züge nicht immer vollständig der geschichtlichen Wahrheit entsprechen können, da Hamilton vielfach nur auf die nicht immer zuverlässigen Berichte seines Schwagers und seine eigenen Erinnerungen angewiesen war. Immerhin aber ist in diesem Teil der unverkennbare Charakter der Wahrheit ausgeprägt, und keine andere Geschichte vermag uns über die Sittenverderbnis und den frivolen Leichtsinn, wie sie damals an Fürstenhöfen und nicht am wenigsten in England herrschten, eine genauere Aufklärung zu geben. Trotzdem aber Hamilton in diesem zeitgeschichtlich interessanteren Abschnitte alle Reize seiner Darstellungskunst zur Entfaltung bringt, wird sich die Mehrzahl der „moralisch“ empfindenden Leser bei dessen Lektüre eines gewissen Widerwillens nicht erwehren können [10]).

[10]) Nirgends ist der „tolle Karneval der Restauration“, wie Macauly die Zeit treffend nennt, so scharf gegeißelt worden wie in den „Mémoires de Grammont“. Macauly, der bedeutende englische Historiker, hat den Wert der Memoiren wohl erkannt und sie, ohne sich durch irgend welche pedantische Rücksichten abhalten zu lassen, benutzt und aus ihnen für seine eigene Abhandlung geschöpft, wovon uns eine Anzahl von Stellen

Ich komme nun auf den näheren Inhalt der „Memoiren“ zu sprechen. Nachdem uns Hamilton in seinem ersten Kapitel das Programm, das er sich gestellt, entwickelt hat, führt er uns in einem folgenden Abschnitt kurz in die Zeitverhältnisse ein, unter denen Grammont ins Leben eintrat.

Die treffliche Schilderung, die uns mit wenigen, aber desto inhaltsreicheren Worten mit der damaligen Lage in Frankreich vertraut macht, lautet folgendermaßen[11]):

„En ce temps-là il n'en alloit pas en France comme à présent: Louis XIII régnoit encore, et le cardinal de Richelieu gouvernoit le royaume. De grands hommes commandoient de petites armées, et ces armées faisoient de grandes choses. La fortune des grands de la cour dépendoit de la faveur du ministre; les établissements n'y étoient solides qu'à mesure qu'on lui étoit dévoué. De vastes projets jetoient au coeur des Etats voisins les fondements de cette grandeur redoutable où l'on voit celui-ci. La police étoit un peu négligée. Les grands chemins étoient impraticables de jour, et les rues durant la nuit; mais on voloit encore plus impunément ailleurs. La jeunesse, en entrant dans le monde, prenoit le parti que bon lui sembloit. Qui vouloit se faisoit chevalier: abbé, qui pouvoit; j'entends, abbé à bénéfice. L'habit ne distinguoit point le chevalier de l'abbé; et je crois que le chevalier de Grammont étoit l'un et l'autre au siège de Trin.“

Und nun erzählt Hamilton in sprühender Laune in einer Reihe von Kapiteln von den Erlebnissen Grammonts:

---

in seinem Geschichtswerke Zeugnis geben. Macauly rühmt „die lebendige und geistreiche Feder Hamiltons“, und es spricht für die Höhe des Standpunktes, den beide Männer behaupten, daß sie sich an ihrem Urteile über die engen politischen Parteiansichten erheben und, wenn auch allerdings verschieden in der Form, in der Sache wesentlich übereinstimmen. Während Macauly, der liberale Whig des neunzehnten Jahrhunderts, natürlich die Dinge unumwunden bei ihrem Namen nennen darf, spricht Hamilton, der Zeitgenosse und persönliche Freund der Stuarts, in treffender Persiflage spielend ein mindestens ebenso entschiedenes Verdammungsurteil aus. Die beiden Autoren ergänzen einander.

[11]) S. Bd. I, p. 21.

wie dieser, von seinem getreuen alten Brinon geleitet, im Lager der das Städtchen Trin[12]) blockierenden französischen Armee erscheint, wie er dort durch sein lebendiges Temperament auf die bereits müde werdenden Truppen, von den Generalen bis zu den einfachen Soldaten hinab, anfeuernd wirkt und überall, wo er erscheint, frohe Gesichter und Freude erweckt.

Er macht uns mit Grammonts drolligem Freunde Matta bekannt und schildert uns dessen Naivitäten vor Trin, noch mehr aber am Turiner Hofe. In einem Dialoge, den Grammont mit Matta führt, dieser reizenden Gestalt, die man leider nur allzu bald wieder vermißt, kurz nachdem beide sich kennen gelernt, erfahren wir mancherlei aus Grammonts bisherigem Leben: wie er, obwohl er der jüngste Sohn war, ursprünglich dem Dienst der Kirche geweiht, lieber zu den Waffen griff; wir hören von seinem Unglück im Spiel mit dem ungetreuen Schweizer, einem „empoisonneur de profession et voleur par habitude, qui demande pardon à Monsieur de la liberté grande", und ihn in kürzester Zeit um seine 400 Pistolen bringt.

Wir erfahren dann weiter die famose „partie de quince" mit dem Piemonteser Reiterführer Caméran, dem Grammont im Spiele unter dem Schutze einer vorsichtshalber im Hinterhalt verborgenen Truppenabteilung 1500 Pistolen „abnimmt" und damit seinen und Mattas zerrütteten Finanzen wieder aufhilft.

Hin und wieder streut Hamilton kurze Betrachtungen und Bemerkungen über den Charakter Grammonts ein,

[12]) Trin (Trinum, Trino) ist ein kleines Städtchen in dem Herzogtum Montferrat nebst einer festen Zitadelle von 5 Bastionen, etwa 600 Schritte von dem Po gelegen, welches schon 1631 durch den cherasquischen Frieden an den Herzog von Savoyen gekommen war. Vormals war es ziemlich befestigt und ist 1643 von den Franzosen, 1652 von den Mailändern und 1658 von dem Herzog von Savoyen eingenommen worden. Der Herzog von Savoyen, Karl Emmanuel, hat dann die Festungswerke teils eingenommen, teils aber niederreißen lassen (Großes Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste, Bd. 45).

der — das möge übelwollenden Kritikern gegenüber betont werden — wenn er auch stets den Augenblick zu seinen Gunsten auszunützen verstand, weit davon entfernt war, im Interesse eigenen Wohlbefindens andere Menschen zu schädigen. Ganz im Gegenteil. Hamilton kennt seinen Schwager besser und weist derartige Vorwürfe gegen ihn weit zurück, wenn er schreibt[13]):

„Il déterroit les malheureux pour les secourir; les officiers qui perdoient leurs équipages à la guerre, ou leur argent au jeu; les soldats estropiés dans la tranchée; enfin tout éprouvoit sa libéralité: mais sa manière d'obliger surpassoit encore ses bienfaits. Tout homme qu'on admire par ces endroits réussit partout. Connu des soldats, il en étoit adoré. Les généraux le trouvoient dans toutes les occasions où il y avoit quelque chose à faire, et le cherchoient dans les autres. Dès qu'il vit la fortune déclarée pour lui, son premier soin fut de faire restitution, en mettant Caméran de part avec lui dans toutes les bonnes parties."

Dann schildert uns Hamilton Grammonts und Mattas Liebesabenteuer an dem entarteten Turiner Hofe und schließlich im fünften Kapitel des Grafen zahlreiche Erlebnisse gelegentlich der Belagerung von Arras[14]), dem Leser manch interessanten Blick in die Wirren der Fronde gewährend.

Zu seinem großen Bedauern sieht sich Hamilton gezwungen, in der Geschichte Grammonts einen weiten Sprung zu tun. Über den langen Zeitraum zwischen den Vorgängen um Arras und dem Pyrenäischen Frieden, der den Feindseligkeiten zwischen Spanien und Frankreich durch die Heirat Ludwigs XIV. mit Maria Theresia, der Tochter Philipps IV., ein Ziel setzte, weiß Hamilton nichts zu berichten. Rasch gleitet er auch über die folgenden Jahre hinweg, nicht ohne noch die neue, sich für ganz Europa bedeutungsvoll gestaltende Ära, der Ludwig XIV.

[13]) S. Bd. I, p. 44.

[14]) Alte Hauptstadt von Artois.

sein Gepräge verlieh, zu beleuchten und den glänzenden Herrscher zu charakterisieren [15]):

„Toute la France", schreibt Hamilton, „avoit les yeux sur son roi. Rien ne l'égaloit ni par les grâces de sa personne, ni pour la grandeur de son air; mais on ne lui connoissoit pas encore ce génie supérieur qui, remplissant ses sujets d'admiration, l'a dans la suite rendu si redoutable à toute l'Europe. L'amour et l'ambition, ressorts invisibles des intrigues et des mouvements de toutes les cours, étoient attentifs aux premières démarches qu'il feroit. Les plaisirs se promettoient un empire souverain sur un prince tenu dans l'éloignement des connoissances nécessaires pour gouverner, et l'ambition ne se flattoit de régner dans la cour que sur l'esprit de ceux qui pouvoient se disputer le ministère; mais on fut surpris de voir tout à coup briller des lumières qu'une prudence, en quelque façon nécessaire, avoit si long-temps dissimulées.

Une application ennemie des délices qui s'offrent à cet âge, et qu'une puissance illimitée refuse rarement, l'attache tout entier aux soins du gouvernement. Tout le monde admira ce changement merveilleux; mais tout le monde n'y trouva pas son compte. Les grands devinrent petits devant un maître absolu; les courtisans n'approchoient qu'avec vénération du seul objet de leurs respects et du seul arbitre de leur fortune. Ceux qui naguère étoient de petits tyrans dans leurs provinces ou dans les places frontières, n'en étoient plus que les gouverneurs. Les grâces, selon le bon plaisir du maître, s'accordoient tantôt au mérite, tantôt au service. Il n'étoit plus question d'importuner ou de menacer la cour pour en obtenir."

Grammont mag sich zunächst in diesem neuen Régime nicht sonderlich wohl gefühlt haben. Die Aufmerksamkeit, mit der sich der König der Staatsleitung widmete, kam ihm wie ein Wunder vor. Unbegreiflich erschien es ihm, daß man ihn in seinem vorgeschrittenen Alter noch den Regeln und Gesetzen, die der König sich vorgeschrieben

[15]) S. Bd. I, p. 101.

hatte, unterwerfen und ihn veranlassen wollte, die vielen Stunden, die er bisher dem Vergnügen und Lebensgenuß gewidmet, künftighin dem ermüdenden Verwaltungsdienste zu opfern. Zum Glück für ihn hatte er augenscheinlich hierzu kein Talent. Mit seinem Offiziersrange, den er sich im Kriege für hervorragende Betätigung erworben, konnte er in der langen Friedenszeit auch nichts anfangen. Ihm schien das einzig Richtige zu sein, fährt Hamilton fort[16]),

„qu'au milieu d'une cour florissante en beautés, et abondante en argent, il ne devoit s'occuper que du soin de plaire à son maître, de faire valoir les avantages que la nature lui avoit donnés pour le jeu, et de mettre en usage de nouveaux stratagèmes en amour."

So leicht es ihm gelungen war, sich in die Gunst seines Herrn zu setzen, die ihm mehr denn anderen Höflingen Ludwigs XIV. beschieden war, die ihm außerordentliche Freiheiten gestattete, durch einen unbedachten Streich hatte er sie gar bald wieder verscherzt. Er hatte es gewagt, einer der Töchter der Königin Mutter, Mademoiselle La Motte Houdancourt, für die der König schon seit längerer Zeit wärmstes Interesse hegte, in auffälliger Weise zu huldigen und die Rivalität des Königs herauszufordern, ohne daß er etwa von einer tieferen Neigung zu ihr geleitet worden wäre. Es galt ihm als selbstverständlich, wie Hamilton meint, die Interessen seines Herrn zu seinen eigenen zu machen und[17]) „dès qu'il la crut honorée de l'attention de son maître, il crut qu'elle méritoit la sienne", eine Ansicht, die der König nicht teilte. Mit der hierauf erfolgten Verbannung Grammonts vom französischen Hofe beendet Hamilton den ersten Teil der Memoiren, doch nicht ohne des Grafen Entschluß mitgeteilt zu haben, sich für die verlorenen Freuden in Versailles in England am Hofe Karls II. zu entschädigen, wo[18])

[16]) S. Bd. I, p. 103.
[17]) S. Bd. I, p. 104.
[18]) S. Bd. I, p. 204.

„tout respiroit, comme on l'a déja dit, les yeux, les plaisirs et tout ce que les penchants d'un prince tendre et galant inspirent de magnificence et de politesse. Les beautés vouloient charmer, et les hommes ne cherchoient qu'a plaire. Chacun enfin faisoit valoir ses talents le mieux qu'il pouvoit. Les uns se signaloient par la danse, d'autres par l'air et la magnificence; quelques-uns par l'esprit; beaucoup par la tendresse, et peu par la constance."

Wie ich schon angedeutet habe, ist der zweite Teil der Memoiren, der sich mit Grammonts Aufenthalt in England, mit den Zuständen am Hofe der Stuarts, zum Teil auch mit politischen Verhältnissen im englischen Staatsleben beschäftigt, der wesentlich bedeutendere und tiefere.

Eine Inhaltsangabe desselben ist um so schwerer, als er eine einheitliche zusammenhängende Erzählung nicht enthält; man könnte nur eine Liste all der Persönlichkeiten aufstellen, die eine eingehende Würdigung von Hamiltons Feder erfahren haben, und deren Charakteristiken und Intriguen lange Kapitel ausfüllen. Bewundern müssen wir besonders in diesen Kapiteln die Genialität des Autors, mit der er den manchmal ziemlich unbedeutenden Stoff — weil für den modernen Leser nicht mehr verständlich — zu meistern versteht. La Harpe rühmt nicht mit Unrecht an ihm „l'art de raconter les petites choses de manière à les faire valoir beaucoup"[19]. Im Exil mußte Jakobs II. wunderliche Haltung die denkenden Männer unter seinen Anhängern gewiß zum Nachsinnen über die Ursachen des in starrer Verblendung herbeigeführten Sturzes der Königsfamilie anregen. Auch Hamilton ist bei der Abfassung seiner Memoiren schwerlich von solcher kritischen Stimmung frei gewesen; sonst hätte er ja leicht unter Verschweigung oder Änderung von Namen ein anziehendes Gemälde liefern können. Graf Grammont, dieser einzigartige Typus seiner Gesellschafts-

[19]) S. La Harpe, Lycée, Bd. VII, p. 319.

klasse, dient in dem zweiten Teil des Werkes vielfach nur als Staffage oder Rahmen für das reiche Bild, welches er vor unseren Blicken aufrollt. Grammont ist ihm eine willkommene Figur. Er soll Leben in die hauptsächlich kultur- und sittengeschichtlich wertvollen Enthüllungen bringen, deren Darstellung Hamilton am meisten am Herzen lag, und die ihm ohne Grammonts Persönlichkeit, dieses belebende Element, bei Aufwendung all seiner Meisterschaft kaum in dem Maße geglückt wäre, daß er den Eindruck einer gewissen Monotonie hätte hintanhalten können. Der eigentliche Held ist der ganze englische Hof in seiner naiven Sittenverwilderung: König Karl, Talbot und jene Masse von bunten Gestalten, unter denen vor allen der Herzog von York in kläglicher Wahrheit hervortritt. Bevor uns Macaulay diese Welt, in der Hamilton lebte, von neuem in lebendiger Frische vor die Seele gerückt hat, ist der Wert der Memoiren von manchem Leser des Originales sicher nur in der Form, in der geschickten Verkettung und in der unerschöpflichen Heiterkeit der Darstellung gefunden worden. Man hat das Ganze als ein pikantes Kunstwerk betrachtet. Für den aber, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, erschließt sich auch die tiefere Bedeutung des Werkes.

Durch allerlei amüsante Episoden, in deren Mittelpunkt sich stets Grammont befindet, durch manch launige Erzählung, die er durch des Grafen Mund zum besten gibt, hat er es vortrefflich verstanden, bei der Lektüre der vielen „Intrigues amoureuses“ Langeweile fernzuhalten. Der Leser muß sich im Gegenteil darüber wundern, mit welch reizvoller Abwechslung der Autor stets zu plaudern vermag.

Man hat zu verschiedenen Malen diesem zweiten Teile der „Mémoires de Grammont“ den einen Fehler vorwerfen zu müssen geglaubt, daß er mit galanten Liebesabenteuern allzusehr überladen sei, und Hamilton hätte besser daran getan, mit Anekdoten, die voll von Skandal-

geschichten und Schmähungen seien, ohne übrigens nur im geringsten Rücksicht auf Namen und Stand der geschilderten Persönlichkeiten zu nehmen, sparsamer zu sein. Ist nicht vielmehr dieser Vorwurf als ein großer Vorzug des Werkes zu betrachten? Den Personalbeschreibungen darf man wohl ohne Bedenken geschichtliche Treue zubilligen. In ihnen erfüllen die *Mémoires de Grammont* ihren Zweck als Memoiren. Und erwartet man denn von solchen anderes als historisch genaue Angaben, die nichts verheimlichen, die nicht die geringsten Details vernachlässigen?

In unseren Tagen wäre es unmöglich, Zeitgenossen mit so verblüffender Offenheit, so wie dies Hamilton tat, mit Nennung ihres vollen Namens zu charakterisieren, schonungslos ihre Schwächen, selbst die intimsten, aufzudecken und Glossen darüber zu machen. Es ist anzunehmen, daß Hamilton bei Unterdrückung der Namen seiner Helden kaum auf sonderlich großen Erfolg hätte rechnen können. Man hat Hamilton nachgesagt, er habe es mit seinem Grundsatz, seine Personen zu schildern, wie sie im Leben waren, allzu genau genommen.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß die Memoiren ursprünglich nur für einen kleinen Kreis von Hamiltons vertrautester Umgebung und nicht für das Publikum bestimmt waren. Und doch hätte sich Hamilton auch sonst im Hinblick auf die sittliche Auffassung jener Zeit kaum irgend welche Schranken auferlegt und keineswegs anders geschrieben. Wer unangenehme Wahrheiten an den Tag bringt und sie geißelt, setzt sich freilich gewöhnlich dem Vorwurfe der Bösartigkeit aus. Welchem von den Lesern der „Mémoires de Grammont“ wäre es je eingefallen, sich darüber zu beklagen, daß allzu viel Bosheit in diesen enthalten sei? Bei der Schilderung des ausschweifenden und fast cynischen Lebens am Hofe Karls II. konnte es Hamilton unmöglich umgehen, uns mit einer Menge von Liebesabenteuern bekannt zu machen, die gerade bei Personen von höchstem Range an der Tagesordnung waren.

Alles in allem ist dieser Teil des Werkes als eine glänzende Galerie englischer Fürstlichkeiten, bedeutender und bekannter Frauen zu betrachten, durch die uns Hamilton führt, wobei er uns gleichzeitig einen genauen Kommentar über Charakter und Lebensgewohnheiten der zu den Portraits gehörigen Originale gibt, deren manche recht bedenkliche Abenteuer eben nur von einem Hamilton geschildert werden konnten, einem Autor, dem zu viel feiner Geschmack zu eigen war, um brutal sein zu können, und dessen grausamer Spott stets mit heiterer Fröhlichkeit verbunden war.

Gleich dem ersten Teile sind die sämtlichen folgenden Kapitel der *Mémoires de Grammont* voll von kleinen Geschichten, die den Leser von einer heiteren Empfindung in die andere geleiten. Unter diesen vielen Anekdoten sei nur an die famose Geschichte von „Grammonts Rock", den sein Diener Termes im „sable mouvant" verloren haben wollte, an den Streich, den Grammont seinem Freunde Brissac gespielt, oder an die Maskerade der Madame Muskerry und andere mehr erinnert. Wie Hamilton seine feine Ironie bei der Schilderung mancher Persönlichkeiten zum Ausdruck brachte, darüber müssen wir den Autor selbst reden lassen. Hören wir, was er über Mademoiselle Middleton und die Hofdame Mademoiselle Warmestré schreibt[20]):

„La Middleton étoit une des plus belles femmes de la ville, peu connue encore à la cour; assez coquette pour ne rebuter personne; assez magnifique pour vouloir aller de pair avec celles qui l'étoient le plus; mais trop mal avec la fortune pour pouvoir en soutenir la dépense. . . . . .

. . . . . .

Il y avoit une des filles d'honneur de la reine, qui s'appeloit Warmestré. C'étoit une beauté toute différente de l'autre. La Middleton, bien faite, blonde et blanche, avoit dans les manières et le discours quelque chose de précieux et d'affecté. L'indolente langueur dont elle se paroit n'étoit

[20]) S. Bd. I, p. 124, 125.

pas du goût de tout le monde. On s'endormoit aux sentiments de délicatesse qu'elle vouloit expliquer sans les comprendre, et elle ennuyoit en voulant briller. A force de se tourmenter là-dessus, elle tourmentoit tous les autres; et l'ambition de passer pour bel esprit ne lui a donné que la réputation d'ennuyeuse, qui subsistoit long-temps après sa beauté.

L'autre étoit brune: elle n'avoit point de taille, encore moins d'air; mais, avec des couleurs très vives, c'étoient des yeux pleins de feu, des regards agaçants, qui n'épargnoient rien pour engager, et qui prommettoient tout pour retenir."

Schlimmer spielt Hamilton schon Fräulein Wells mit[21]):

„C'étoit une grande fille, faite à peindre, qui se mettoit bien, qui marchoit comme une déesse, et dont le visage, fait comme ceux qui plaisent le plus, étoit un de ceux qui plaisent le moins. Le ciel y avoit répandu certain air d'incertitude qui lui donnoit la physionomie d'un mouton qui rêve. Cela donnoit mauvaise opinion de son esprit; et, par malheur, son éspritfaisoit bon sur tout ce qu'on en croyoit. Cependant, comme elle étoit fraîche, et quelle paroissoit neuve, le roi, que la belle Stewart ne gâtoit pas sur la finesse des pensées, voulut voir si les sens ne trouveroient pas mieux leur compte avec mademoiselle Wells que les sentiments avec son esprit. Cette épreuve ne lui fut pas difficile. Elle étoit d'une famille royaliste; et, comme son père avoit fidèlement servi Charles I., elle crut qu'il ne falloit pas se révolter contre Charles II."

Am meisten Vergnügen mag aber Hamilton die Charakterisierung von Marguerite de Muskerry, Mademoiselle Blague und dem Marquis Brisacier, drei lächerlichen Erscheinungen, einem offenbar viel verspotteten Dreigestirn am Hofe, bereitet haben. Er beschreibt sie in folgender Weise[22]):

„La première, que son mari n'avoit pas assurément épousé pour ses beaux yeux, étoit faite comme la plupart des riches héritières, pour qui l'équitable nature semble avare de ses richesses à mesure qu'elles sont comblées de celles de la fortune. Elle avoit la taille d'une femme grosse, sans

[21]) S. Bd. I, p. 259.
[22]) S. Bd. I, p. 138, 139.

l'être; mais elle boitoit avec plus de raison: car, de deux jambes infiniment courtes, elle en avoit une qui l'étoit beaucoup plus que l'autre. Un visage assortissant mettoit la dernière main au désagrément de sa figure.

Mademoiselle Blague' étoit une autre espèce de ridicule. Sa taille n'étoit ni bien ni mal. Son visage étoit de la dernière fadeur, et son teint se fourroit partout avec deux petits yeux reculés, garnis de paupières blondes, longues comme le doigt. Avec ces attraits elle se mettoit en embuscade pour surprendre les coeurs; mais elle s'y seroit tenue en vain sans l'arrivée du marquis Brisacier. Le ciel sembloit les avoir faits l'un pour l'autre. Il avoit tout ce qu'il faut dans l'extérieur et dans les manières pour éblouir une créature de son caractère. Il parloit éternellement sans rien dire, et renchérissoit dans ses habits sur les modes les plus outrées. La Blague crut que tout ce fracas s'adressoit à elle; et le seigneur Brisacier crut que ces longues paupières de la Blague n'avoient jamais couché que lui en joue."

Wie unübertrefflich Hamilton auch ernste Stoffe behandelt, deren Darstellung seinen ironisch-heiteren Schilderungen nicht nachsteht, dafür habe ich bereits Belege gebracht. Doch sollen hier noch einige seiner ernsteren Charakteristiken ihren Platz finden, unter denen an erster Stelle die Cromwells, des großen englischen Staatsmannes, und seiner Politik zu nennen ist[23]):

„La curiosité de voir un homme également fameux par ses forfaits et par son élévation avoit déjà fait passer une première fois le chevalier de Grammont en Angleterre. La raison d'Etat se donne de beaux priviléges. Ce qui lui paroît utile devient permis, et tout ce qui est nécessaire est honnête en fait de politique. Tandis que le roi d'Angleterre cherchoit la protection de l'Espagne dans les Pays-Bas, ou celle des Etats en Hollande, d'autres puissances envoyoient une célèbre ambassade à Cromwell.

Cet homme, dont l'ambition s'étoit ouvert le chemin à la puissance souveraine par de grands attentats, s'y maintenoit par des qualités dont l'éclat sembloit l'en rendre digne. Là

[23]) S. Bd. I, p. 105.

nation la moins soumise qui soit en Europe subissoit patiemment un joug qui ne lui laissoit pas seulement l'ombre d'une liberté dont elle est si jalouse; et Cromwell, maître de la république sous le titre de protecteur, craint dans le royaume, plus redoutable encore au dehors, étoit au plus haut point de gloire lorsque le chevalier de Grammont le vit."

Kann man über einen Heroen wie Olivier Cromwell in wenigen Sätzen ein treffenderes Urteil geben, als es Hamilton hiermit gelungen ist?

Und so müßte man, wenn man dem Autor gerecht werden wollte, noch eine Reihe anderer Charakteristiken anführen. Es sei noch zitiert, was er uns von Karl II. und seinem Nachfolger Jakob II., dem damaligen Herzog von York, für ein Bild entwirft[24]):

„Le roi (Charles II) avoit l'esprit agréable, l'humeur douce et familière: son âme, susceptible d'impressions opposées, étoit compatissante pour les malheureux, inflexible pour les scélérats, et tendre jusqu'à l'excès. Il étoit capable de tout dans les affaires pressantes, et incapable de s'y appliquer quand elles ne l'étoient pas. Son coeur étoit souvent la dupe, plus souvent encore l'esclave de ses engagements. . .

. . . . . .

Le duc d'York étoit d'un caractère bien différent. On lui attribuoit un courage à toute épreuve, une religion inviolable pour sa parole, de l'économie dans les affaires, de la hauteur, de l'application, de la fierté, placées chacune en leur rang. Observateur scrupuleux des règles du devoir et des lois de la justice, il passoit pour ami fidèle, et pour implacable ennemi."

Jede dieser Einzelschilderungen ist ein Meisterstück für sich, und jeder einzelnen Stelle des Werkes müßte man dieses Prädikat beilegen. Wie schon betont wurde, ist der Hauptvorzug, der den *Mémoires de Grammont* unvergängliche Dauer gewährleistet und sie immer lesenswert macht, in dem Stil zu suchen, in dem sie abgefaßt sind, und der in der Entwickelung der französischen Prosa einen merklichen Fortschritt bedeutet.

[24]) S. Bd. I. p. 108, 109.

III. Kapitel.

Die Märchen und die übrigen Prosawerke Hamiltons. Seine Poesie.

Wesentlich tiefer an Wert und Bedeutung als die *Mémoires de Grammont* stehen unter den Werken Hamiltons die Märchen, seine *Contes*, und seine übrigen Prosawerke. Gleichwohl offenbart sich in ihnen, wenn sie auch in ihrer Mehrzahl inhaltlich wenig oder kein Interesse verdienen, die eminente Darstellungskunst Hamiltons, und sie dürfen daher im Hinblick auf diese Tatsache nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

Während die bedeutenderen Biographen und Kritiker, die sich einigermaßen eingehend mit Hamilton beschäftigt haben — ich denke hierbei hauptsächlich an Saint-Simon, Auger, La Harpe, Sainte-Beuve und Sayous — über den großen literarischen und sprachkünstlerischen Wert der Memoiren Grammonts einig sind, gehen ihre Ansichten in der Beurteilung seiner übrigen Werke teilweise auseinander. Saint-Simon interessiert sich nur für die *Mémoires de Grammont*. Die anderen der genannten Autoren außer Sainte-Beuve[1]) erkennen gerne auch die Vorzüge der Märchen und sonstigen Werke Hamiltons an. Sainte-Beuve hält die *Mémoires de Grammont* für das einzige Werk Hamiltons, das gelesen zu werden verdient, seine übrigen Schriften schätzt er nicht sonderlich hoch.

[1]) S. Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, Bd. I, p. 92.

Über seine *Contes* ließe sich wenig und über seine Verse noch weniger sagen. Sainte-Beuve mag, was sein Urteil über die kleineren Schriften Hamiltons anlangt, recht behalten. Den Wert der Märchen und ihre Bedeutung in der Weiterentwicklung dieses Literaturzweiges hat er aber nach meiner Ansicht entschieden verkannt.

Merkwürdigerweise hat man gelegentlich der oftmals angestellten Vergleiche zwischen dem Literaturzeitalter Ludwigs XIV. und dem Voltaires die Romane und „Contes“ entweder gänzlich außer acht gelassen oder ihnen nur eine untergeordnete Stellung eingeräumt. Unleugbar haben aber die beiden Gattungen und unter diesen vorzugsweise die „Contes“ in den genannten Perioden eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

Es war eine besondere Art von „Contes“, die sich im letzten Dezennium des siebzehnten Jahrhunderts Eingang in die französische Literatur verschafften. Anfänglich in der Form von Volksmärchen, späterhin als Volksromane, überschwemmte diese neubelebte Dichtungsart, besonders seit Galland[2]) eine Übersetzung der arabischen Märchensammlung „Tausend und eine Nacht“ hatte erscheinen lassen, den literarischen Markt mit einer wahren Hochflut vielfach minderwertiger Erzeugnisse, die sich aber dessenungeachtet großen Beifalls bei dem übersättigten, sensationslüsternen Publikum erfreuten. Von der früher allgemein verbreiteten Ansicht, daß Antoine Galland der Urheber dieses neuen Literaturzweiges sei, ist man bald abgekommen; denn von der Unmöglichkeit dieser Annahme gab der Umstand Zeugnis, daß das Erscheinen der arabischen Märchensammlung erst in das Jahr 1704 fällt.

[2]) Antoine Galland, Orientalist und Numismatiker, geb. 4. April 1646 in Rollo bei Montdidier in der Picardie, gest. 17. Februar 1715 in Paris. G. machte verschiedene Reisen nach dem Orient. Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er „Tausend und eine Nacht“ übersetzt und das Bekanntwerden dieser Märchensammlung vermittelt hat (s. La Grande Encyclopaedie).

Als eigentlicher Begründer der französischen Märchenliteratur galt dann lange Zeit und den meisten Literarhistorikern Charles Perrault[3]). Schon lange vor Perrault aber sind Märchenerzählungen geschrieben worden, sei es nun in versifizierter Form, sei es in Prosa. Und die vielfach aufgestellte Behauptung, Perrault hätte mit seinen Prosamärchen sozusagen eine neue Erfindung gemacht, entbehrt jeden Grundes. Immerhin kommt Perrault das große Verdienst zu, daß er durch eine glückliche Auswahl von Volksmärchen die erste bedeutendere Märchensammlung der Öffentlichkeit übergeben hat.

Lefèvre und andere Kritiker verfochten die irrige Ansicht, Mlle L'Héritier[4]) und Mlle Bernard[5]) seien als erste mit Märchen vor die Öffentlichkeit getreten. Ohne der Sache näher auf den Grund zu gehen, hatten sich die Kritiker durch eine rein äußerliche Form täuschen lassen,

[3]) Charles Perrault, geb. 12. Januar 1628 zu Paris, widmete sich, nachdem er der Advokatur entsagt hatte, ausschließlich der Literatur, wurde Bibliothekar an der französischen Kunstakademie, bei deren Errichtung er Colbert wichtige Dienste geleistet hatte. 1671 wurde er Mitglied der französischen Akademie. Sein 1687 in der Akademie vorgelesenes Gedicht „Le siècle de Louis le Grand" gab die Veranlassung zu einem kritischen Streit über den Vorrang der „Neueren" gegen die „Alten", deren Inferiorität er entgegen der antikisierenden Geschmacksrichtung der Zeit darzutun suchte, ein Standpunkt, dessen Richtigkeit er in „Parallèle des anciens et des modernes" näher zu begründen versuchte. Berühmt ist P. besonders durch seine noch fortwährend neu aufgelegten „Contes de ma mère l'Oye" geworden. Perrault starb am 16. Mai 1703 als Generalkontrolleur der königlichen Bauten (s. La Grande Encyclopaedie). S. auch La Revue politique et littéraire, Bd. VIII. Paris 1875, p. 1034.

[4]) Mlle L'Héritier de Villandon (Marie Jeanne), geb. 1664 in Paris, gest. 24. Februar 1734. Ihre Werke erschienen unter dem Titel: Oeuvres meslées, Nouvelles et autres ouvrages en vers et en prose de Mlle L'H., avec le Triomphe de Madame Des-Houlières tel qu'il a été composé par Mlle L'H***, Paris, Jean Guignard 1696. Das Privileg ist datiert vom 19 Juni 1695; der Vermerk des Druckers: achevé d'imprimer pour la première fois à Paris le 8 octobre 1695.

[5]) Mlle Cathérine Bernard, geb. 1662 in Rouen, gest. 6. Sept. 1712 in Paris.

indem ihnen für ihr Urteil lediglich das Datum der Publikationen der beiden Damen maßgebend erschien. Die mit Perrault verwandte Mlle L'Héritier hatte ja schon im Jahre 1696, also ein Jahr, bevor dieser unter dem Titel „Contes de ma mère l'Oye“[6]) mit Hinzufügung eines zweiten Titels „Histoire ou contes du temps passé“ eine Märchensammlung veröffentlicht hatte, verschiedene Märchen, unter anderen „L'adroite princesse“, herausgegeben. Im selben Jahre war ihr Mlle Bernard mit der Herausgabe eines „Inès de Cordoue“ betitelten Werkes nachgefolgt. Wir finden darin das Märchen „Riquet à la houppe“, in dem, von einigen Variationen abgesehen, im Grunde derselbe Stoff wie in Perraults Märchen gleichen Namens behandelt wird. Doch hat jetzt Theodor Pletscher in seiner Studie „Die Märchen Charles Perraults“ nachgewiesen, daß den beiden Schriftstellerinnen das Manuskript der Perraultschen Märchen bereits vor dem Jahre 1695 bekannt war. Die von Mlle L'Héritier ihrem Märchen „Marmoisan“ beigefügte Widmung hat ihm besonders den berechtigten Anlaß zu solcher Schlußfolgerung gegeben.

[6]) Der Sammelbegriff „Contes de ma mère l'Oye“ ist verschiedentlich interpretiert worden. Während die Vertreter der extremen mythologischen Richtung den Ursprung des fraglichen Ausdrucks auf Pédauque, eine sagenhafte, mit Gänsefüßen behaftete Königin zurückführten, findet man in der „Bibliothèque universelle des Romans, Oct. 1775, Bd. II, p. 187 folgende ebenso unbegründete Erklärung: Il nous reste à expliquer ce qu'on entend par des contes de ma Mère l'Oye. Cette expression est prise d'un ancien Fabliau, dans lequel on représente une Mère Oye, ou vieille Oie, instruisant de petits Oisons, et leur contant des histoires dignes d'elle et d'eux, qu'ils écoutent avec une si grande attention, qu'ils semblent absorbés dans la situation qu'on leur peint, et bridés par l'intérêt qu'elle leur inspire.“

Theodor Pletscher kommt in seiner vortrefflichen Studie: Die Märchen Charles Perraults, p. 10/11, auch auf diesen Punkt zu sprechen; doch ist es auch ihm nicht gelungen, in seiner diesbezüglichen Detailforschung eine befriedigende Drklärung zu geben. Nach seiner Ansicht ist der Ausdruck „Contes de ma mère l'oie“ nicht zu trennen von „contes de la cigogne“, und beide Ausdrücke trügen lediglich die Bedeutung „unwahrscheinliche Geschichten“ in sich.

Mit seinen acht hübschen Märchen vom „Ritter Blaubart“, vom „Dornröschen“, vom „gestiefelten Kater“, von „der Eselshaut“ usw. schien Perrault den Geschmack an diesen phantastischen Dichtungen geweckt und belebt zu haben. Über die direkten Quellen, aus denen er geschöpft hat, lassen sich keine bestimmten Angaben machen, ja es fragt sich, ob ihm überhaupt irgendwelche gedruckte oder handschriftliche Quellen vorgelegen haben[7]). Die Herkunft der französischen Märchen und die Entwicklung der gesamten Märchenliteratur ist ja noch immer dunkel. Über allerdings glaubwürdig erscheinende und wahrscheinlich klingende Hypothesen ist die Forschung auch heute noch nicht hinausgekommen.

Für die Entstehung der Märchen wurden die verschiedensten Theorien aufgestellt, deren bedeutendste ich kurz entwickeln möchte.

Wenn man die Märchen der verschiedenen Völker in Europa untereinander vergleicht, so findet man in den Erzählungen dieser Völker, die so vollkommen verschieden in Sitte und Sprache sind, die merkwürdigsten und auffallendsten Anklänge. Man hat sich diese Ähnlichkeiten auf alle mögliche Weise zu erklären gesucht. Jakob und Wilhelm Grimm, die ersten, welche sich mit der Forschung nach der Herkunft der Märchen befaßten, haben eine Theorie aufgestellt, die von Max Müller[8]), Lefèvre[9]), Angelo de Gubernatis[10]) und besonders J. v. Hahn[11])

[7]) Pletscher will sich zwar in Kapitel VII über die Quellenfrage der von Perrault behandelten Stoffe äußern, geht aber nur im allgemeinen auf die verschiedenen Theorien und Systeme ein, die den Ursprung, die Heimat und die Verbreitung der Märchen klarzulegen versuchten, und bleibt uns die Frage nach den von Perrault benützten Quellen ebenso wie alle übrigen Monographen Perraults schuldig.

[8]) S. Max Müller, Essay über vergleichende Mythologie, Einleitung.

[9]) S. A. Lefèvre, Essai sur la mythologie dans les contes de Perrault. Paris 1875 in 18°, Introduction.

[10]) S. Angelo de Gubernatis, Zoological Mythology. London 1870, Bd. II, p. 56, 57.

übernommen und weiter ausgebildet wurde, und die sich im wesentlichen folgendermaßen formulieren läßt:

Die Völker Europas gehören fast alle derselben Rasse, nämlich der arischen Rasse, an, die ursprünglich ihren Sitz auf dem Hochplateau Zentralasiens, in Baktrien, hatte. Von dort entstammten die Inder, die Perser, Griechen, Römer und die meisten europäischen Völker. Aus dem gemeinsamen Stammlande haben dann die verschiedenen Völkerschaften die Grundelemente ihrer Mythologie in ihre neue Heimat gebracht. Aus diesen Mythen, dann aus alten Sprichwörtern und Sinnsprüchen entwickelten sich in letzter Transformation die Märchen. Demnach sei es also keineswegs verwunderlich, daß diese Erzählungen bei allen arischen Völkerschaften so viele gemeinsame Züge aufweisen, da sie ja aus Mythen hervorgingen, die einstmals allen Völkern eigen waren[12]).

So verlockend diese Theorie erschien, und so viele Anhänger sie fand, so machte sich doch bald Widerspruch geltend Reinhold Köhler[13]), Emanuel Cosquin[14]), vor allem Theodor Benfey[15]) und andere deckten beträchtliche Irrtümer auf und erschütterten so das ganze von Grimm begründete System. Diese Gelehrten sind in selbständiger

[11]) S. J. v. Hahn, Einleitung zu: Griechische und albanische Märchen. Leipzig 1851, 2 Bd. in 8°.

[12]) Bei Grimm finden wir diesen Gedanken in poetischer Form ausgedrückt: „Dies Mythische gleicht kleinen Stückchen eines zersprungenen Edelsteins, die auf dem von Gras und Blumen überwachsenen Boden zerstreut liegen und nur von dem schärfer blickenden Auge entdeckt werden. Die Bedeutung davon ist längst verloren, aber sie wird noch empfunden und gibt dem Märchen seinen Gehalt, während es zugleich die natürliche Lust an dem Wunderbaren befriedigt: niemals sind sie bloßes Farbenspiel gehaltloser Phantasie.“ S. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Bd. III. 3. Auflage. Göttingen 1856, S. 419.

[13]) S. Reinhold Köhlers Aufsatz in den Weimarer Beiträgen zur Literatur und Kunst. Weimar 1865, p. 190.

[14]) S. E. Cosquin, Contes populaires de Lorraine. Paris 1886, p. VIIIff.

[15]) S. Theodor Benfey, Vorrede zu Pantschatantra. 1. Teil. Leipzig 1859, p. XXIIff.

Forschung zu einem gemeinsamen Resultate gelangt, was Veranlassung gab, folgende Theorie aufzustellen, die zwar auch noch nicht völliges Licht über die Herkunft der Märchen verbreitet, die aber dennoch einen bedeutenden Fortschritt in der Erkenntnis darstellt, und die man kurz dahin zusammenfassen kann:

Alle heutzutage in Europa bekannten Volksmärchen sind aus Indien, sei es auf direktem, sei es auf indirektem oder historischem Wege, eingeführt worden. Benfey schreibt hierüber:

„Die Erzählungen, insbesondere die Märchen, erweisen sich als ursprünglich indisch, und was noch wichtiger ist: sie sind es, mit denen die Inder — wenngleich zum allergrößten Teil in einer späteren Zeit — die bezüglich der Tierfabel eingetretenen Entlehnungen dem Okzident über und über gewissermaßen zurückzahlten. Meine Untersuchungen im Gebiete der Fabeln, Märchen und Erzählungen des Orientes und Okzidentes haben mir nämlich die Überzeugung verschafft, daß wenige Fabeln, aber eine große Anzahl von Märchen und Erzählungen von Indien aus sich fast über die ganze Welt verbreitet haben. Was die Zeit dieser Verbreitung betrifft, so sind etwa vor dem zehnten Jahrhundert n. Chr. wohl nur verhältnismäßig wenige nach dem Westen gewandert. Mit dem zehnten Jahrhundert aber begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen islamitischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntschaft mit Indien. Von da an trat die mündliche Überlieferung gegen die literarische zurück. . . . .

In Europas Literatur bürgern sich die Erzählungen vor allem durch Boccaccio, die Märchen durch Straparola ein. Aus der Literatur gingen sie dann ins Volk über, aus diesem verwandelt wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w. und erreichten insbesondere durch diese wechselseitige Tätigkeit nationalen und individuellen Geistes jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einheit, welche nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Wert verleiht.“

Eine dritte Theorie, die in England entstanden ist, hatte in Tylor[16]) und besonders Andrew Lang[17]) ihre

bedeutendsten Vertreter, während französischerseits H. Gaidoz[18]) für sie eintrat.

Diese Theorie geht von der Annahme aus, daß das Vorhandensein gleicher Ideen als die logische Folgeerscheinung der den verschiedensten, auf dem nämlichen Kulturniveau stehenden Völkerschaften innewohnenden physischen und psychischen Gleichheit zu betrachten sei. Ausdrücklich will sie aber betont wissen, daß es sich hierbei nur um die gleichen Grundzüge, die gleiche Anlage der Märchen, nicht um fertige Stoffe handle.

Mag die anthropologische Theorie auch für den ersten Augenblick bestechend erscheinen, so kann auch sie, obwohl sie für einzelne Fälle ganz gut zutreffen kann, dennoch keine befriedigendere Lösung in der Frage der Entstehungsgeschichte der Märchen geben.

Neben einigen anderen unbedeutenderen Systemen ist vor allem noch die Theorie zu erwähnen, zu der sich Luzel[19]), der geistvolle Verfasser der „Contes populaires de Basse-Bretagne", bekennt. In seiner Vorrede bemerkt er in scharfsinniger Weise:

> „On aurait pu croire que grâce à la somme considérable de documents rassemblés, aux recueils remarquables, de toute provenance, connus jusqu'aujourd'hui, et enfin aux savantes études et dissertations parues sur la même matière, toutes les questions auraient déjà dû recevoir une solution définitive, et il se trouve, au contraire, que jamais on n'a été plus loin de s'entendre."

Luzel, der zum erstenmal eine Vereinigung der sich teilweise gänzlich ausschließenden Theorien versucht, ist der Anschauung, daß in allen diesen zahlreichen Systemen

[16]) E. Tylor, Researches into the early history of Mankind. London 1865 in 8°.

[17]) Andrew Lang, Custom and Myth, 2. ed. 1885, London in 8°.

[18]) H. Gaidoz, Mélusine II, 1884, c73.

[19]) S. F. M. Luzel, Contes populaires de Basse-Bretagne. Paris 1887 in 8°, Vorrede.

Wahres und Falsches enthalten ist. Man gehe zu weit, wenn man den Einfluß der mythologischen[20]) Erzählungen ganz von der Hand weise und außer acht lasse. Es sei zweifellos richtig, anzunehmen, daß die meisten Märchen in sehr frühen Epochen nach Europa gekommen sind, die Annahme aber, daß alle Märchen notwendigerweise aus Indien stammen müßten, sei jedenfalls sehr übertrieben.

Von den seither bekannten Theorien konnte sich in Gelehrtenkreisen nur die Benfeysche behaupten, trotz aller Schwierigkeit, schlagende Beweise für ihre Richtigkeit zu erbringen, um so mehr, als sich ein Mann wie Gaston Paris in seiner Literaturgeschichte des Mittelalters in Frankreich offen für diese Anschauung erklärte.

Erst mit Joseph Bédier schien wieder ein frischer Zug und neues Leben in die Märchenforschung zu kommen. In der Einleitung zu seinen „Fabliaux" bekämpft er mit Entschiedenheit sämtliche bestehenden Systeme. Unter Ausscheidung der „Contes éthniques", deren Entstehung sich nur aus ihrer Natur erklären lasse, will Bédier der Entstehungsursache der Märchen polygenetischen Charakter zuschreiben[21]).

> „Il faut donc conclure", sagt er, „à la polygénésie des contes. Il faut renoncer à ces stériles comparaisons de versions, qui prétendent découvrir des lois de propagation, à jamais indécouvrables: car elles n'existent pas. Il faut abandonner ces vains classements qui se fondent sur la similitude en des pays divers de certains traits forcément insignifiants —

---

[20]) Paul Albert vertritt in seiner „Littérature Française au XVII. s., Paris 1884, p. 380, 381 den ganz einseitigen Standpunkt, daß die Entstehung der Märchen lediglich aus der Mythologie herzuleiten sei. Er schreibt: „Plus anciennes que le Christianisme, les Fées avaient été jadis les Parques, ces mystérieuses personnifications de l'avenir, qui chantaient leurs oracles sur le berceau des nouveau-nés. Au triomphe du culte nouveau, elles s'étaient réfugiées parmi les simples habitants de campagnes, les derniers païens, et elles étaient restées dans la mémoire et l'imagination des hommes."

[21]) Vgl. J. Bédier, Fabliaux, S. XX.

(par le fait même qu'ls réapparaissent en des pays divers) et qui négligent les éléments locaux, différentiels, non voyageurs, de ces récits, — les seuls intéressants."

Pletscher verteidigt die Möglichkeit zweier Auffassungen der „polygenetischen Theorie" und teilt sie in polygenetisch im weiteren und engeren Sinne ein; entweder müsse man sagen: „jedes Volk kann zu jeder Zeit Erzählungen erfinden und zwar auch ähnliche oder gleiche, das ein Volk unabhängig vom andern. Oder aber es heißt: jedes Volk kann zu jeder Zeit Erzählungen erfinden, ist aber einmal ein bestimmter Stoff an einem bestimmten Ort geprägt, so pflanzt er sich durch Übertragung fort". In die erste Kategorie (polygenetisch im weiteren Sinne) reiht Pletscher namentlich die Schwank- und Novellenstoffe ein, zu deren „Neugeschehung und Neuinszenierung sich tagtäglich die Umstände günstig gestalten können", in die zweite Kategorie (polygenetisch im weiteren Sinne) rechnet er das Märchen.

Die ganze Beweisführung Bédiers läuft lediglich auf Sophisterei hinaus und vermag, wenn sie auch mit scheinbar zwingender Logik und scharfer Ironie durchgeführt ist, keineswegs das Gebäude der seither bestehenden Hypothesen zu erschüttern.

Bédiers Methode hatte auf die Gelehrtenwelt seiner Zeit eine geradezu verblüffende Wirkung ausgeübt. Die Begeisterung über seine Publikation war zuerst eine allgemeine, solange bis einige eifrige Forscher, deutsche Gelehrte, die vielgerühmte Methode einer eingehenden Untersuchung unterzogen und eine unglaubliche Fülle von falschen Angaben, Ungenauigkeiten und Irrtümern aufdeckten, die zu augenfällig waren, um weggestritten werden zu können.

Friedrich von der Leyen, der verdienstvolle Münchener Gelehrte, ergoß über Bédiers Abhandlung, speziell über den die indischen Novellen umfassenden Abschnitt, eine vernichtende Kritik. Er hatte sich die Mühe genommen, Bédiers Ausführungen bis ins kleinste Detail zu prüfen,

und hat die Argumente, die dieser, gestützt auf die fünf von ihm auf ihren Ursprung behandelten und erklärten fabliaux, ins Feld geführt hatte, zurückgewiesen und somit die völlige Haltlosigkeit der Bédierschen Methode glänzend dargetan. Bédier habe vor allem den großen Fehler begangen, daß er keinen Unterschied zwischen „Märchenmotiv" und „Märchen" gemacht habe. Die einzige verdienstliche Seite der Methode Bédiers sei die, daß sie sich sehr nützlich erweise, solange es gelte, eine große Gruppe von Versionen übersichtlich anzuordnen. Damit sei aber auch ihre Bedeutung vollständig erschöpft. Stets versage diese Methode und spiegle uns nur trügerische Ergebnisse vor, wenn sie uns die Erkenntnis der wirklichen literarischen Zusammenhänge erschließen solle. Von der Leyen schließt seine Polemik mit ziemlich kräftigen Worten und sagt:

> „Herrn Bédiers Methode aber löst sich bei näherer Betrachtung in erfolgloses Räsonnement und in Spiegelfechterei auf, Benfeys Theorie bleibt durch sie ganz unberührt. Man könnte sich höchstens erstaunen, daß eine solche Methode fortgesetzt von ernsthaften Forschern revolutionär genannt wurde, wüßte man nicht, daß auch in der Wissenschaft der von vornherein der Sympathie gewiß ist, der verbreitete und allgemein geglaubte Theorien angreift. Und wer außerdem seine Behauptungen mit dieser Bestimmtheit ausspricht, als sei der ein Narr, der zu widersprechen wage, wer sich dazu noch den Anschein der Wissenschaftlichkeit und der tief eindringenden Methode so geschickt gibt, dem wird besonders gern geglaubt; denn man wagt nicht leicht zu prüfen. Ich aber hoffe, ich habe auch den Glauben an Bédiers Methode gründlich erschüttert."

Karl Reuschel[23]), der Verfasser der „Volkskundlichen Streifzüge", ist der Ansicht, man komme vielleicht einen Schritt weiter, wenn man im Gegensatze zur bisherigen Forschung, die nur den Inhalt der Phantasiedichtungen einer Betrachtung unterzogen habe, das Augenmerk der

[23]) S. Karl Reuschel, Volkskundliche Streifzüge, p. 230.

Form und dem Stile zuwende. Immerhin verspricht auch er sich noch recht wenig Erfolg von einer in diesem Sinne angestellten Untersuchung. Er meint nämlich:

> „Ob durch eine vergleichende Betrachtung von Form und Inhalt gewisser überall lebender Märchen nicht auch die so oft gestellte Frage nach der Herkunft der Märchengebilde der Beantwortung näher gebracht werden kann, ist zunächst nicht abzusehen."

Die wesentlichsten Fragen in der Märchenforschung sind also immer noch unbeantwortet geblieben, und nur einem hervorragend Berufenen dürfte die Lösung dieses Problems vorbehalten bleiben.

In neuester Zeit hat sich Friedrich von der Leyen eingehend mit der Entstehungsgeschichte der Märchen beschäftigt und glaubt, wenn auch die endgültige Lösung der Frage noch nicht vollständig gefunden zu haben, so doch ihr mindestens sehr nahe gekommen zu sein. Neuerdings suche man die Benfeysche Theorie und die der Engländer einander näher zu bringen, doch sei es nicht gelungen, sie zu vereinigen. Von der Leyen glaubt nicht nur an die Möglichkeit solcher Vereinigung, sondern ist sogar der Meinung, daß die beiden Theorien sich aufs schönste ergänzen, und daß die von Benfey verteidigte Theorie naturgemäß eine Fortsetzung der englischen ist. „Diese Meinung", schreibt er, „hat sich bei mir gebildet und wurde dann zur Gewißheit, nachdem ich indische und außerindische Märchen in ihre einzelnen Bestandteile und Motive aufzulösen mich bemühte und alsdann die spezifische Art der Entwicklung und Zusammensetzung dieser Motive, besonders in Indien, zu beobachten und zu erkennen suchte." Von der Leyen will seine Abhandlung ausdrücklich als Skizze betrachtet wissen und verschiebt eine eingehendere Begründung seiner gewonnenen Meinung auf unbestimmte Zeit hinaus.

Was nun die Quellen betrifft, aus denen Perrault bei der Bearbeitung seiner Märchensammlung geschöpft hat,

so ist wohl anzunehmen, daß er, wie Grimm glaubt, die Märchen so, wie er sie im Volke hat erzählen hören, aufgenommen und, Kleinigkeiten abgerechnet, nichts hinzugesetzt hat. Die Anregung zu seiner Märchensammlung hat Perrault aller Wahrscheinlichkeit nach einer von Sahid von Ispahan im Jahre 1644 besorgten, ins Französische übersetzten Auswahl indischer Fabeln und Märchen verdankt, die unter dem Titel „Livre des lumières ou la conduite des rois, composé par le sage Pilpay“[24]) veröffentlicht worden waren und regste Aufmerksamkeit gefunden, und die auch Lafontaine die Anregung zu einigen seiner anziehendsten Fabeln gegeben hatten[25]). Unter gewissenhafter Berücksichtigung dieser beiden Momente, also einerseits der Form, wie Perrault die Märchen in der indischen Sammlung vorgefunden, andererseits, wie sie ihm der Volksmund erzählt hatte, mag er seine Märchen geschrieben haben. Und dabei hat er sie so rein natürlich und einfach aufgefaßt und den Ton der Volkstümlichkeit und kindlichen Naivität in so weitem Maße gewahrt, als es bei der damals schon abgeglätteten und abgeschliffenen französischen Schriftsprache nur immer möglich war.

Ähnlich kindliche Art der Darstellung zeigen die im Jahre 1698 in Paris erschienenen Märchenerzählungen der gleichzeitig mit Perrault lebenden Gräfin Aulnoy[26]). Obwohl diese einen Teil ihrer „Contes des fées“ in späteren Jahren, einige Zeit nach dem Erscheinen der Märchen Perraults, geschrieben hat, so ist sie in ihren Werken doch durchaus originell geblieben. Ihre Märchen gehen gleich denen Perrault's auf Überlieferungen

[24]) S. Essai sur les Fables Indiennes et sur leur Introduction en Europe par A. L. Deslongchamps. Paris 1838 in 8°, p. 23, 24.

[25]) S. Lafontaines Fabeln VII, 4: Les Souhaits oder VII, 9: L'homme qui court après la fortune et l'homme qui l'attend dans son lit.

[26]) Marie Cathérine Le Jumel de Barneville, Gräfin Aulnoye, geb. 1650, gest. 1705; ihre „Contes des Fées“ sind 1698 in Paris erschienen.

zurück. Dunlop schreibt hierüber in „The history fiction" p. 381:

„In the incidents of these tales there is little invention, most of them being taken, with scarce any variation, from the Pentamerone of Basile or the Nights of Straparola."

Trotzdem die Märchen der Gräfin mit Gewandtheit geschrieben sind, fanden sie dennoch nicht allgemeinen Anklang. Sie wurden, weil sie nur für Kinder höheren Standes berechnet waren, dem die Verfasserin angehörte, nicht populär und konnten sich, wenn sie auch mancherlei Vorzüge vor den Märchen Perraults aufzuweisen hatten, nicht auf gleicher Höhe wie jene erhalten.

Die Märchendichtung kam nun in Mode, und merkwürdigerweise bemächtigten sich gerade die vornehmen Kreise mit besonderer Vorliebe dieser neuen Dichtungsgattung. Es entstand eine ansehnliche Reihe von Nachahmungen, unter denen das „Cabinet des fées" der Gräfin Murat[27]), die Märchen der Gräfin Annueil[28]), die von Preschac[29]) und Moncrif[30]), wenn auch nicht gerade bedeutend, so doch immerhin erwähnenswert sind. Alle Welt schrieb jetzt Feenmärchen, vor allem die Damen. In der Schule verwendete man die Form von Märchen als Erziehungsmittel, indem man ihnen eine moralische Tendenz unterlegte. Selbst der ernste Fénelon, der Lehrer des jungen Herzogs Louis de Bourbon, hielt es nicht unter seiner Würde, einen Band „Contes des fées pour l'éducation du duc de Bourgogne"[31]) zu verfassen.

[27]) Henriette Julie de Castelnau, Comtesse Murat, geb. in Brest 1670, gest. im Schloß Buzardière. Ihre Märchen erschienen unter dem Titel „Nouveaux Contes des Fées. Paris 1698, 2 vol. in 12°.

[28]) Die Gräfin Annueil schrieb: „La Tyrannie des Fées détruite."

[29]) Mr. de Preschac veröffentlichte seine Sammlung „Les contes moins contes que les autres".

[30]) François Augustin Moncrif, geb. 1687 in Paris, gest. 19. Nov. 1770; von ihm sind bekannt „Les Ames rivales, histoire fabuleuse".

[31]) Nach Suchier-Hirschfelds Literaturgeschichte (S. 508) erst 1718 gedruckt.

Alle diese Märchen, die nach Perrault und der Gräfin Aulnoy erschienen sind, stehen den Werken dieser beiden in jeder Hinsicht nach. Sie ermangeln fast sämtlich einer lebendigen Idee. Die Gestalten in ihnen sind ohne Leben. Sie sind nichts weiter als leere Phantasien, ohne wahren Gehalt.

Die Märchendichtung, die sich doch ursprünglich an das einfache Volk und die Jugend wandte, entfernte sich immer weiter von ihrem ursprünglichen Zwecke, verlor immer mehr ihren volkstümlichen Grund und zeitigte, als Gallands „Tausend und eine Nacht" erschienen war, die bizarrsten Auswüchse. Unter dem Einflusse dieser arabischen Erzählungen fühlte man sich zu eigener, womöglich noch phantastischerer Erfindung veranlaßt. Man verband orientalisches Zauberwesen mit modernen Liebesgeschichten. Auch liebte man es, unter dem Deckmantel solcher Phantastereien satirische Anspielungen auf bestehende Zustände, auf bekannte Persönlichkeiten zu verbergen, und verlieh so den Geschichten einen dem verbildeten Geschmacke jener Zeit zusagenden pikanten Reiz.

Weit über das Niveau dieses in damaliger Zeit so beliebt gewordenen Literaturzweiges ragen die *Contes* Antoine d'Hamiltons, des zweifellos bedeutendsten Nachahmers Perrault's hervor. Doch tragen seine *Contes* einen von den Märchen Perraults völlig abweichenden Charakter. Sie schlagen einen anderen Ton an und sind im Gegensatz zu diesen durchaus nicht für Kinder geschrieben, erinnern in ihrer Anlage vielmehr an die „Contes" Lafontaines.

Bei dem häufigen Verkehr mit Staatsmännern, mit Literaten und Gelehrten, mit bekannten vornehmen Frauen, wußte Hamilton gar wohl, welche Lächerlichkeiten und Laster sich hinter dem äußerlichen Glanze der moralisch verdorbenen Gesellschaft verbargen, in deren Mitte er lebte. Um sich über die vielfach falsch angebrachte Sensibilität, über die Schäfer- und Prinzessinnenromane lustig zu machen,

führte er in seine Märchen ganz unmögliche Typen ein und suchte alle Übertreibungen der Modeliteratur noch zu übertreffen. Die unwahrscheinlichsten, verrücktesten Abenteuer erzählte er im ernstesten Tone, und ähnlich, wie Cervantes in seinem „Don Quichotte“ in geistreicher Parodie die Schwächen der spanischen Ritterromane verspottete, so ließ auch Hamilton „die Vernunft“ durch den Mund „der Torheit“ sprechen.

Hamilton wurde zur Verfassung seiner *Contes* veranlaßt durch die übertriebene Wertschätzung, welche „Tausend und eine Nacht“ unter der vornehmen Damenwelt von Saint-Germain gefunden hatte.

In seiner in Versen gehaltenen Vorrede zu den *Quatre Facardins* spottet er über diesen „bon goût“, „plus arabe qu' en Arabie“ [32]), über diese „inondation subite de califes et de sultans“.

Zugleich war er von dem Streben geleitet, die großen Romane, den „Francion“ von Sorel, den „Roman comique“ Scarrons und den „Roman bourgeois“ von Furetière lächerlich zu machen.

Scherzend gab Hamilton den eifrigen Märchenleserinnen das Versprechen, ihnen ähnliche ergötzliche Geschichten zu erzählen, wie die erfinderische und unerschöpfliche Scheheresade ihrem Sultan, da es doch nicht die geringsten Schwierigkeiten biete, selbst abenteuerliche Stoffe solcher Art zu erfinden. Und diesem so entstandenen Wettstreite verdankt die französische Literatur einige ihrer witzigsten Märchen, unter denen man *Bélier* das amüsanteste, *Fleur d'Epine* das poesievollste, *Zenéyde* das abenteuerlichste und die gleich dieser unvollendet gebliebenen *Quatre Facardins* das geistreichste und auch frivolste nennen kann.

Den *Bélier* schrieb Hamilton speziell für seine Schwester, die Gräfin Grammont. Wie ihr Gemahl, der für wichtige, Ludwig XIV. geleistete Dienste einen Gunstbeweis um

---

[32]) S. Bd. II, p. 259.

den andern erhalten hatte, erfreute sie sich des Königs höchster Wertschätzung, welche auch trotz eifriger Versuche der Madame de Maintenon, dieses herzliche Einvernehmen zu zerstören, unverändert fortbestand. Der König bewies der Gräfin seine andauernd gnädige Gesinnung dadurch, daß er ihr einen kleinen reizenden Landsitz „Moulineau“[33]), der seither von dem Hofchirurgen Felix bewohnt wurde, nach dessen Tode aber wieder an den König zurückgefallen war, zum Geschenke machte[34]). Die Gräfin verstand es, aus diesem Besitze ein kleines Paradies zu schaffen, dem schließlich, wie sie meinte, nichts weiter fehlte als ein passenderer Name. Mit „Pontalie“ schien sie das Richtige gefunden zu haben und taufte ihren Besitz auf diesen Namen. Hamilton wurde damit betraut, die romanhafte Legende von „Pontalie“ aufzudecken und die Etymologie des Namens zu erklären. Er war sich über die Lösung dieser Frage bald im klaren. Unter „Moulineau“ dachte er sich einen Riesen, der einstmals Besitzer des der Gräfin geschenkten Terrains gewesen war. Er liebte Alie, die junge und überaus schöne Tochter seines Nachbars, eines alten Druiden, wurde aber von dieser verabscheut. Wir hören nun von den wunderbaren Abenteuern der reizenden Alie, die ob ihrer Schönheit bekannt, all denen, welche sie einmal geschaut und sich um sie bewarben, dem Liebes-

[33]) In der Nähe von Meudon im Arrondissement Versailles.

[34]) Saint-Simon äußert sich hierüber in folgender Weise: „Le présent des Moulineaux, cette petite maison revenue à la disposition du Roi par la mort de Félix, qu'elle appela Pontalie, fit du bruit, et marqua combien elle étoit bien avec le Roi. Ce lieu devint à la mode, madame la duchesse de Bourgogne, les Princesses l'y allèrent voir et assez souvent. N'y étoit pas reçu qui vouloit, et le dépit que Madame de Maintenon en avoit, mais qu'elle n'osoit montrer, ne fut capable de retenir que bien peu de ses plus attachées, qui même sur le propos du Roi à elles dans l'intérieur, et sur l'exemple de ses filles, n'osèrent s'en dispenser tout à fait, et le Roi jaloux, de montrer qu'il n'étoit pas gouverné, suivoit en cela d'autant plus volontiers son goût pour la comtesse de Grammont, qui avec toute la cour, ni s'en haussa ni baissa.“

wahnsinn und dem Tode überliefert, bis sie selbst der Liebe des Prinzen von Noisy erliegt, und der von ihr ausgehende Zauber somit sein Ende erreicht. Wir hören in diesem Märchen weiter von Férandine, der Tochter des ersten Fürsten in Armorika und Mutter der „Gaînes“ und dem Prinzen Pertharite; ergötzlich wirkt die komische, plumpe Gestalt und die naive Brutalität des Riesendummkopfes Moulineau, der mit Hilfe seines weisen Beraters, des „Widders“, alle Künste des zauberkundigen Druiden und seines Zwerges Poinçon zu zerstören sucht und sich unter den komischsten Anstrengungen vergeblich bemüht, ihm seine Tochter zu entreißen. Und so entstand Hamiltons Märchen *Bélier*.

Wie sehr viele Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts sucht also auch Hamilton seine Gestalten unter den höheren Ständen früherer und ältester Zeiten, unter den Nachkommen des austrasischen Königs Dagobert, unter den Prinzen von Noisy, unter den Vidames de Gonesse, Vettern Karls des Großen, und selbst unter den Druiden der alten Gallier.

Es scheint, daß der *Bélier* reich an witzigen Anspielungen auf Vorfälle und Personen der damaligen Zeit gewesen ist, die wir leider nicht mehr in vollem Maße verstehen [35]). Trotzdem aber dieser Reiz für uns verloren ist, so bleibt der *Bélier* schon durch die Anmut der Sprache, das lebendige Kolorit des Stiles und die kecken Wendungen ein ungemein anziehendes Werk. Im *Bélier* finden wir manch treffliche feine Kritik, unter anderem auch folgende für die Literaten bestimmte gute Lehre:

„Bélier, mon ami, je t' en prie, commence par le commencement.“

Erst am Schlusse seines Werkes kommt Hamilton auf die gewünschte Erklärung des Namens „Pontalie“, die

[35]) Vgl. Auger, Vorrede zu den Werken Hamiltons, p. XXXIX.

der Leser längst schon erraten hat, indem er sie zusammenfaßt in den Versen [36]):

Ce lieu, qui s'appeloit Pont d'Alie,
Dans l'antique tradition,
De Moulineau prenant le nom,
Voyoit sa gloire ensevelie
Avec le géant, son patron:
Et, quoiqu'elle soit retablie
Dans l'agrément du premier son,
Un reste de corruption
Le fait appeler Pontalie."

So hatte sich Hamilton der ihm gestellten Aufgabe mit genialer Geschicklichkeit entledigt und mit seinem *Bélier* der Literatur eine wertvolle Bereicherung gebracht. Die erste Herausgabe des *Bélier*, dessen Verfasser durch die Veröffentlichung der *Mémoires de Grammont* längst die Gunst des Publikums erworben hatte, erfuhr, wie wir im „Journal de Verdun" in der Aprilnummer des Jahres 1730 finden [37]), eine sehr günstige Beurteilung und hatte so

[36]) S. Bd. II, p. 256.

[37]) Im „Journal de Verdun" lesen wir folgende Ankündigung und Kritik des „Bélier":

„On débite aussi avec beaucoup de succès le Bélier, Conte, Par M. le Comte Ant. Hamilton. Chez Jean Fr. Josse, rue St. Jacques, à la Fleur de Lys d'or, vol. in 12°.

L'auteur de ce conte est déjà connu par un Ouvrage intitulé les Mem. du C. de Gr. qu'on a lu avec empressement, celui-ci est d'une autre espèce et ressemble beaucoup aux Contes de Fées, mais il n'en a pas le défaut, ses narrations ayant tout l'enjoument, et toute la naiveté imaginable. Le libraire fait entendre qu'il y a plusieurs faits déguisez dans cet ouvrage, et il ajoute que le Conte n'en sera moins bon, quand on n'y découvriroit rien, en effet c'est une excellente Critique des Ouvrages mêmes auxquels il ressemble. Il est en vers jusqu' à la page 41, mais on ne s'y aperçoit pas que la rime ou la mesure ayant gêné l'auteur, on y trouve seulement à redire qu'il ait donné une si mauvaise idée de son travail, car c'est ainsi qu'il parle:

Avant cette histoire finie
Vous verrez de l'enchantement;

großen Erfolg, daß der Herausgeber Jean Fr. Josse kein Bedenken trug alsbald *Fleur d'Epine* und *Les Quatre Facardins* in zwei Bänden folgen zu lassen.

Schon im August bringt das „Journal de Verdun" folgende kurze Besprechung der beiden neu erschienenen Werke [38]):

„On a donné au dernier de ces Contes le titre de dernière nuit, parce que c'est comme un supplément aux „Mille et une Nuits", Contes Arabes. Il n'ya pourtant aucune ressemblance entre l'Ouvrage demeuré imparfait et celui-qui y sert de supplément, celui-ci est écrit avec une légèreté presque inimitable, et quelques ridicules que soient les fictions dont il est tissu, on s'y amuse sans sçavoir pourquoi, quelques fois même on s'y interesse. Tels sont les charmes de la diction.

Le second Conte est encore un supplément, auquel l'auteur dit, qu'on l'a engagé malgré lui. Il y a du moins exprimé très heureusement ce qu'il a prevû qu'en pourroit penser le Lecteur dans ces vers qui' renferment plus d'une utile remarque.

„Les Contes ont eu pour un tems [39])
Des Lecteurs et des partisans,
La Cour même en devint avide.
Et les plus célèbres Romans,
Pour les moeurs et les sentiments,
Depuis Cyrus jusqu'a Zaïde.

D'une Maîtresse et d'un Amant
Vous verrez la peine infinie
Une Sirène, un Renard blanc,
Parens d'un Roy de Lombardie,
Y paroîtront par accident.
Vous y verrez même un Géant:
Mais voilà tout, car sûrement
Vous n'y verrez aucun génie.

Le Public a deja désavoué ce jugement que l'Auteur a porté contre lui même. —"

[38]) Der Titel des „Journal de Verdun" lautet vollständig: „Suite de la Clef ou Journal historique sur les Matières du Temps, Par le Sieur C. J., Verdun, chez Herault. Paris 1730, in 8°.

[39]) S. Einleitung zu „Quatre Facardins", Bd. II, p. 258.

Ont vu languir leurs ornements,
Et cette lecture insipide
L'emporter sur leurs agréments.

L'Auteur a donc prétendu par ces deux Contes répandre un ridicule sur ceux que leur origine d'Arabie ou de Perse avoit pû faire goûter à quelques personnes."

Die *Geschichte von Fleur d'Epine* ist zweifellos das beste unter den Märchen Hamiltons; der Autor scheint auf dieses alle ihm zu Gebote stehende Grazie konzentriert zu haben. Hamilton läßt die Erzählung von Dinarzade, der Schwester Scheheresades dem Sultan Schah-Riar in der „letzten Nacht" erzählen. Dinarzade hebt folgendermaßen zu sprechen an [40]):

„A deux mille quatre cent cinquante-trois lieues d'ici, est un certain pays qui s'appelle Cachemire, beau par excellence. Dans ce pays régnoit un calife; ce calife avoit une fille, et cette fille un visage; mais on souhaita plus d'une fois qu'elle n'en eût jamais eu. Sa beauté fut supportable jusqu'à quinze ans; mais à cet âge on ne pouvoit plus y durer: c'étoit la plus belle bouche du monde; son nez étoit un chef-d'oeuvre; les lis de Cachemire, mille fois plus blancs que les nôtres, paroissoient sales auprès de son teint; et la rose nouvelle paroissoit impertinente, lorsqu'elle paroissoit auprès de l'incarnat de ses joues.

Son front étoit unique en son espèce, à l'égard de la forme et de l'éclat; sa blancheur étoit relevée par une pointe que formoient des cheveux plus noirs et plus brillants que du jais, ce qui lui avoit fait donner le nom de Luisante: le tour de son visage sembloit fait pour l'assemblage de tant de merveilles; mais ses yeux gâtoient tout.

Personne n'avoit pu les regarder assez long-temps pour en démêler la couleur; car dès qu'on rencontroit ses regards, on croyoit être frappé d'un éclair."

Jedermann, der Luisante anblickte, verlor wegen dieses durchdringenden, verderbensprühenden Glanzes sein Augenlicht und:

---

[40]) S. Bd. II, p. 4.

„quand c'étoient des hommes qui la regardoient, le feu passoit subitement des yeux jus-qu'au fond du coeur, et en moins de vingt quatre heures on mouroit, prononçant tendrement son nom, et remerciant humblement ses beaux' yeux de l'honneur qu'on avoit de mourir de leurs coups."

Die besten Söhne des Landes, die zum Dienste der Prinzessin befohlen waren, mußten somit ihr Leben lassen. Große Trauer herrschte deshalb im Lande, und die Großen des Reiches wandten sich in ihrer Not an den Kalifen mit der Bitte um schleunige Abhilfe. Der ratlose Herrscher berief nun eine Versammlung, um mit dieser zu beraten, wie man seine Tochter von dem Übel befreien könnte. Man kam zu keinem befriedigenden Resultat. Die einen hielten es fürs beste, Luisante in ein Kloster zu sperren. Dort sei sie am besten aufgehoben, und es sei kein allzugroßes Unglück, wenn drei oder vier Dutzend alte Betschwestern samt ihrer Oberin zum Wohle des Staates ihr Augenlicht verlören. Andere meinten, man müsse ihr so lange bis man ein besseres Mittel gefunden habe, durch geheimen Befehl die Augen schließen, wieder andere schlugen vor und erboten sich ihr auf geschickte Weise und ohne ihr Schmerzen zu verursachen, die Augen herauszunehmen. Keiner der Vorschläge fand des Kalifen Billigung. Da wußte der Großvezier Rat. Ein Mann, der seit einiger Zeit in seinen Diensten steht, der könnte wohl helfen. Unter dem falschen Namen Tarare erbietet sich dieser, Prinz Pinson, dem Kalifen, seine Tochter mit Hilfe der Fee Sérène von ihrer gefährlichen Eigenschaft zu befreien. Als Lohn begehrt er die Hand der Prinzessin Luisante. Tarare hat die Unterstützung der Fee nur unter der Bedingung zugesagt bekommen, daß er ihre Tochter Fleur d'Epine den Händen der fürchterlichen Fee Dentue entreißt. Dentue besitzt zwei wunderbare Dinge, den „Leuchtenden Hut", „si chargé de diamants, et ces diamants sont si brillants, qu'ils jettent autant de rayons que le soleil", und die musikalische Stute Sonnante, die an

jedem Haar ein goldenes Glöckchen von wunderlieblichem Klange hängen hat. Auch diese beiden Dinge sollte Tarare der Fee Sérène überbringen. Doch seien hiermit noch nicht alle Wünsche Sérènes erschöpft. Tarare müßte ihr noch das Portrait Luisantes verschaffen. Die Erzählung beschäftigt sich nun mit den Abenteuern, die Tarare zu bestehen hat, um die Forderungen der Fee zu erfüllen. Tarare erreicht sein Ziel und kehrt an den Hof des Kalifen zurück, nachdem er von Sérène das einzige für Luisantes Übel wirksame Mittel erhalten hat. Tarare trägt dieses Heilmittel in einem aus einem einzigen großen Diamanten bestehenden Gefäße, das eine so reiche Fülle von Licht verbreitet, daß selbst Luisante von seinem Glanze geblendet wird und gezwungen wird, die Augen zu schließen. Tarare benützt den Moment, um Luisante mit der in dem Gefäße enthaltenen Flüssigkeit die Schläfen und Augenlieder zu netzen. Sofort schwindet von ihr die unheilbringende Macht. „On voyoit ses yeux aussi brillants que jamais; mais on les voyoit avec si peu de danger, qu'un enfant d'un an l'auroit lorgnée tout un jour sans en sentir que du plaisir.“[41]) Tarare verzichtet nach Vollendung seiner Aufgabe auf Luisante, die ihre Hand seinem Bruder Phenix reicht, welcher in der Gestalt eines Papageis in der Erzählung eine Rolle gespielt hat, und heiratet Fleur d'Epine.

Den Höhepunkt des Märchens bildet die Erzählung von der wachsenden Liebe Tarares zu Fleur d'Epine, die ihn wieder liebt, und die sich rührender noch als durch Schönheit durch ihr anmutvolles Wesen offenbart.

> „On l'eût prise pour l'aurore d'un jour d'été, à sa taille pour la mieux faite des déesses, à sa grâce, pour toutes les grâces assemblées d'une personne.“[42])

Die Szene, in der sich Tarare und Fleur d'Epine ihre Liebe gestehen, ist von großer Lieblichkeit.

[41]) S. Bd. II, p. 61.
[42]) S. Bd. II, p. 19.

La Harpe urteilt über *Fleur d'Epine* folgendermaßen[43]):

„L'objet en est moral et très agréablement rempli, c'est de faire voir qu'avec beaucoup d'esprit, de courage et d'amour, un homme sans figure et sans fortune peut vaincre les plus grands obstacles; et que dans les femmes la grâce l'emporte sur la beauté. Hamilton devoit en effet vanter la grâce; son style en est plein."

Das Märchen *Les Quatre Facardins* enthält die Abenteuer des Prinzen von Trapezunt, des Schwagers des Sultans Schah-Riar. An Scheheresades Stelle sollte dieser nun allnächtlich den Sultan unterhalten und ihm alle seine Erlebnisse und Abenteuer erzählen, „angefangen von der Pyramide und dem goldenen Pferd bis zu dem Augenblicke, da er die schönen Augen Dinarzades zum ersten Male am Grunde des Meeres erblickt hatte"[44]).

Der Prinz beginnt seine Erzählung mit einer Erklärung, wie er zu seinem eigenartigen Namen gekommen war. Man hatte ihn in der Taufe Facardin genannt; warum, das wollen wir von ihm selber hören[45]):

„Je ne parlerai de ma naissance que pour vous dire que ma mère, la plus superstitieuse princesse de son temps, s'étoit mis en tête que le bonheur ou le malheur de ma vie dépendoit du nom qu'on me donneroit; et ne voulant point de ceux que mes ancêtres avoient portés, elle étoit sur le point d'envoyer à l'oracle pour en demander un à sa fantaisie, lorsqu' un certain perroquet, dont elle faisoit grand cas, s'avisa de répéter deux ou trois fois Facardin. Il n'en fallut pas davantage pour la déterminer, et pour m'honorer de ce beau nom. Passons aux temps de ma vie qui sont marqués par les événements dont vous me demandez le récit."

So geht der Prinz über seine Jugendjahre hinweg bis zu dem Zeitpunkt, wo er mit seinem Sekretär Jasmin

[43]) S. La Harpe, Lycée VII, p. 316.
[44]) S. Bd. II, p. 113.
[45]) S. Bd. II, p. 261.

in die Welt hinauszieht in der Absicht, „seinen bizarren Namen, den man ihm gegeben, ebenso berühmt zu machen, als er ihm unerhört erscheint“. Wohin er nur immer kommt, und was er auch beginnt, stets ist seine Kühnheit vom Glück begünstigt. Viel schöne Frauen sind ihm schon zu Füßen gelegen; ohne daß ihm dies aber Eindruck gemacht hätte. Er findet es schließlich langweilig, immer geliebt zu werden, ohne sich selbst verlieben zu können. Während ihn sein Sekretär tröstend beruhigt, es gäbe noch weit schlimmeres Unglück auf der Welt als das seinige, sehen sie zwei Männer auf prächtigen Kamelen auf sie zureiten. Der Prinz ist nicht wenig erstaunt, als er vernimmt, der eine der beiden Fremdlinge heiße wie er Facardin. Als dieser in kläglicher Weise über den „verdammten“ Namen, der ihm nur Unglück bisher gebracht hat, jammert, erkundigt sich der Prinz nach der Art seines erlittenen Leides und erfährt, daß diesem gerade das versagt geblieben, was ihm zum Überdruß und im Übermaß beschieden gewesen ist.

„Je serois le plus constant de tous les hommes“, klagt er ihm vor, „si je n'étois aussi malheureux en amour que j'y suis sensible depuis quelque temps; cependant je ne puis me plaindre d'avoir été trahi dans aucun commerce, puisque je n'ai jamais été aimé.“ [46])

Wir erfahren dann die Abenteuer, die Facardin No. 2 auf dem Berge Atlas bestanden hat, seinen Aufenthalt bei der „Alten vom Berge Atlas“, seine Irrfahrten in Afrika und Asien, sein Zusammentreffen mit den Gesandten des Königs von Dänemark, Fortinbras à la grand' bouche, die im Auftrage ihres Herrn bereits die halbe Welt abgesucht hatten, um einen Menschen ausfindig zu machen, der imstande wäre, Schuhe für des Königs Tochter Sapinelle zu verfertigen, was noch niemandem gelungen war. Der Prinz bekommt die Geschichte seines

[46]) S. Bd. II, p. 265.

Namensvetters nicht zu Ende erzählt, da er unvermutet von ihm mitten in der Erzählung getrennt wird. Nun hören wir wieder von des Prinzen eigenen Abenteuern, von seinem Zusammentreffen mit „Mousseline la Sérieuse", der Tochter des Fürsten von Astrachan, die noch niemals in ihrem Leben gelacht hatte und von ihrem Vater in die Welt hinaus gesandt ward, um das Lachen zu lernen, sodann von seinem Abenteuer auf der Kristallinsel, wo er nach Überwindung von allerlei Schwierigkeiten „Cristalline la curieuse" aus den Händen ihres grausamen und eifersüchtigen Gemahls befreit. Im weiteren Verlaufe der Geschichte, die sich immer verwickelter gestaltet, ergibt sich, daß Facardin, der Prinz von Trapezunt, zu seiner Überraschung die Existenz noch zweier Träger seines Namens erfährt und so gründlich um die Illusion gebracht wird, deren Erfüllung er sich beim Verlassen seiner Heimat erträumt hat.

Hamilton hat das Märchen nur so weit fortgeführt, bis das höchste Maß von Verwirrung erreicht ist, und überlässt dann die Entwirrung der vielen Rätsel dem Leser. Wahrscheinlich hat Hamilton niemals an eine Beendigung der *Quatre Facardins* gedacht. Crébillon der Jüngere behauptet zwar, der zweite Teil, dessen Überschrift er gesehen haben will, sei von einem allzustrengen Eiferer verbrannt worden, doch hat er seine Behauptung nicht beweisen können[47]).

Die *Quatre Facardins* sind zweifellos außerordentlich geistreich geschrieben. Nichtsdestoweniger aber, und obwohl Hamilton mit großer Kunst gerade in diesem Werke alle die unglaublichen Abenteuer der Märchenschreiber seiner Zeit mit feiner Satire parodiert, bleibt dieses unvollendete, von dem Herzog von Levis nicht besonders gut ergänzte Märchen an Wert dennoch hinter *Fleur d'Epine* und *Bélier* zurück.

---

[47]) Vgl. Bd. II, p. 398; Crebillon fils lebte in Paris von 1707—1777.

Zénéyde wurde am spätesten veröffentlicht. Nach der falschen Ansicht einiger Herausgeber und Literaten stellt das Märchen das letztgeschriebene Werk Hamiltons dar, während doch aus der Einleitung zu diesem und noch mehr aus dem Briefwechsel mit Fräulein Bulkeley[48]) ohne weiteres ersichtlich ist, daß *Zénéyde* ungefähr zu gleicher Zeit wie *Bélier*, vielleicht sogar noch vor diesem entstanden ist.

Zénéyde verdankt seine Entstehung dem Briefwechsel Hamiltons mit Madame Ploydon, die ihn gebeten hatte, ihr einen langen Brief mit einer ausführlichen Schilderung aller Einzelheiten des Lebens am Hofe zu Saint-Germain zu schreiben.

Hamilton antwortete hierauf mit seiner *Zénéyde*. In der Einleitung gibt er Madame Ploydon zunächst die gewünschte Beschreibung, schildert schließlich noch den Verlauf eines Spazierganges auf der großen, hoch über der Seine bei Saint-Germain entlang ziehenden Terrasse, und wie er vor einer stadtbekannten geschwätzigen Witwe Reißaus nimmt und auf dem kürzesten Wege an den Strand der Seine hinabflüchtet. Dort hat Hamilton dann, wie er erzählt, das seltsamste Abenteuer erlebt, das man sich denken könne. Als er nämlich mit allerlei Gedanken beschäftigt seinen Blick über den träge dahinfließenden Strom schweifen läßt, taucht plötzlich in seiner Nähe aus den Wellen eine Frauengestalt von blendender Schönheit empor und gibt sich ihm als die Flußgöttin zu erkennen. Die Nymphe lädt Hamilton ein, sie für eine kurze Zeit in ihr Reich unter der Seine hinab zu geleiten, um ihm dort ihre Geschichte zu erzählen — ein Gunstbeweis, der bisher noch keinem Sterblichen zuteil geworden war. Die Nymphe läßt in ihrer Erzählung längst vergangene Zeiten wieder aufleben. Sie führt uns in jene Zeit zurück, als Pharamond, „der erste König von Frankreich", regierte,

[48]) S. Brief an Mlle Bulkely vom 1. Sept. 1707, Bd. III, p. 155.

und als dessen Gemahlin Rosamunde durch ihre Intriguen und ihre unmenschliche Grausamkeit eine so traurig-berühmte Rolle gespielt hat. Die Nymphe schildert die fürchterlichen Liebesausbrüche Rosamundes, Pharamonds und seines Sohnes Clodion. Im weiteren berichtet sie von der Zauberin Alboflède, die auf einer einsamen Insel der Seine gehaust und mit ihrer Kunst auf die Entwicklung der Geschichte von großem Einfluß gewesen sei, besonders da sie Merowig, den Sohn von Rosamundes unglücklicher Tochter Gertrud, zu großen Taten aufgezogen und zum Gründer und Ahnherrn eines berühmten Herrschergeschlechts bestimmt habe. Wir erfahren dann von der Liebe eines jungen am römischen Hofe aufgewachsenen Senators Maximus zur Tochter Clodions, Klotilde, aus deren Ehe die unglückliche Zénéyde hervorgegangen sei. Längst hat man erraten, daß unsere Nymphe mit Zénéyde identisch ist, die in der Gestalt als Göttin der Seine so lange noch leben muß, als die Welt besteht.

Jetzt wo Hamilton eigentlich erst bei seinem Thema, der Geschichte der Lebensschicksale Zénéydes, angelangt ist, hält er in der Erzählung inne und schließt, ohne dem Leser eine befriedigende Lösung gegeben zu haben, mit allerlei Zaubereien und Bosheiten.

Auch *Zénéyde* wurde also von Hamilton unvollendet gelassen, sei es, weil ihm der Mut zur Fortsetzung gefehlt, oder weil er seine Absicht erreicht glaubte, die dahin ging, die großen historischen Romane, besonders den „Grand Cyrus“ und „Clélie“ der Mademoiselle Scudery, zu persiflieren. Der Herzog von Levis hat sich auf Veranlassung Renouards, auch zu *Zénéyde* einen passenden Schluß zu schreiben, des Auftrags zwar mit Geschick entledigt, doch erreicht sein Stil die Sprache Hamiltons keineswegs.

Hamilton hat schließlich noch zwei Märchenerzählungen *Enchanteur Faustus* und *La Pyramide et le Cheval d'Or* geschrieben, von denen das erstgenannte nicht ohne Wert ist.

Die Erzählung von dem Zauberer Faust ist, wie Hamilton selbst sagte, nicht von ihm frei erfunden, sondern stellt in etwas erweiterter Form eine Episode dar, die den Memoiren Sydneys[49]), eines hervorragenden Geistes seiner Zeit und Günstlings der Königin Elisabeth von England, entnommen sei. Das Märchen erzählt uns von dem Aufenthalt des weltbekannten deutschen Schwarzkünstlers Faust am englischen Hofe, und wie er der Königin auf ihr Geheiß eine Zaubervorstellung veranstaltet, in der er die Geister der schönsten Frauen, die seither gelebt haben, und die die Königin zu sehen begehrt, so wie sie einst im Vollbesitze ihrer Schönheit waren, zu erscheinen zwingt.

Wertvoll an dieser Märchenerzählung ist vornehmlich die Sprache und die treffliche Schilderung der Charaktere.

Lediglich der Vollständigkeit halber ist endlich noch das Märchen *La Pyramide et le Cheval d'Or* zu erwähnen. Literarischen Wert hat es absolut keinen. Es ist nicht bekannt, ob das in Versen abgefaßte Märchen vollendet wurde. Renouard hat nur ein Bruchstück des Märchens in seine Hamilton-Ausgabe aufgenommen.

Über die übrigen Prosawerke, kleineren Essays und Beschreibungen, die Hamilton hinterlassen hat, können

---

[49]) Bd. II, pag. 482 schreibt Hamilton: „Au reste, mademoiselle, n'allez pas vous imaginer que ce que je vais dire soit une fable de ma façon. L'événement est tiré des Mémoires d'un des beaux esprits de ce temps-là: c'étoit le chevalier Sydney, espèce de favori de la reine, qui parmi quelques faits particuliers de sa vie a mis cette aventure tout au long; et c'est du feu duc d'Ormond, votre grand-oncle, qui m'en a souvent fait le récit, que je tiens ce passage d'histoire."

Der Verfasser konnte sich leider nicht von der Richtigkeit seiner Angabe überzeugen, da es ihm nicht möglich war, die Memoiren ausfindig zu machen. Wahrscheinlich handelt es sich um die Memoiren von Henry Sydney, einem Bruder des von Hamilton mehrfach erwähnten „beau Sydney", von dem auch W. C. Sydney in seinem Werke „Social Life in England" in dem „Laxity of Court Morals" betitelten Artikel p. 372 als dem „young and gallant Henry Sydney" spricht.

wir uns kurz fassen. Sie reichen lange nicht an die Bedeutung seiner *Mémoires de Grammont* oder die *Contes* heran. Immerhin aber erfreuen sie durch den stets gleich reizvollen Stil, in dem sie geschrieben sind.

Die *Relation d'un Voyage en Mauritanie* besitzt zudem insofern noch Interesse, als Hamilton hier mit wunderbarem Schwunge die skeptischen Tendenzen des Geistes des achtzehnten Jahrhunderts resumiert. Schwerlich ist es einem anderen Schriftsteller in so hohem Maße wie Hamilton gelungen, uns in so reizvoller, von prickelndem Leben durchwehter Darstellung ein Bild von der Pracht und Umständlichkeit der an den Fürstenhöfen seiner Zeit unternommenen Reisen zu entwerfen.

Die *Relations Véritables des Différents Endroits de l'Europe* und als Ergänzung hierzu das *Supplément aux Relations Véritables* bestehen in nichts weiter als uns nicht mehr interessierenden Tagebuch-Aufzeichnungen, die Hamilton an verschiedenen Orten Europas gemacht hat.

In anziehender, lebhafter Weise schildert Hamilton in der *Relation d'une Partie de Chasse* den Verlauf einer mit allem Raffinement in Szene gesetzten Hirschjagd, die in der Nähe des Marquisats Nointel, bei einem „La Garenne" genannten Gehölze stattfand, und der er selbst beigewohnt hat.

Auch die kurze philosophische Abhandlung *La Volupté*, einen zwischen Perikles' Gemahlin Aspasia und dem Athener Agathon geführten Dialog, den „Pausanias seinem Freunde" mitteilt, hat man Hamilton zuschreiben wollen. Renouard hat *La Volupté* ohne Bedenken unter Hamiltons Werke eingereiht, ob mit Recht, das mag dahingestellt sein. Mit Sicherheit kann es jedenfalls nicht nachgewiesen werden, daß er der Verfasser dieses Werkes ist. Wie dem auch sein mag, so ist doch die Abhandlung ihres gedankenreichen Inhalts wegen lesenswert. Durch den Mund Agathons und der Aspasia erhalten wir eine philo-

sophische Erklärung von *Volupté*, die in diesen Worten gipfelt[50]):

„La plupart des hommes sont débauchés, sans être voluptueux. C'est la manière d'user des plaisirs qui fait la volupté ou la débauche. Quiconque se livre à l'amour par une inclination qui ne porte pas sur un goût fin sur des sentiments exquis, n'est point un homme voluptueux, c'est un débauché. Mais celui qui aime les qualités de l'âme plus que celle du corps, qui tâche à s'y unir, autant qu'il est possible, par un commerce vertueux de sentiments et d'esprit; qui, suivant une fine galanterie, ne cherche qu'á partager un beau corps avec une âme si parfaite, celui-là peut passer pour avoir le vrai goût de la volupté. Ce goût adoucit la raison plutôt qu'il ne l'affoiblit, et conserve la dignité de la nature de l'homme."

Endlich seien noch einige Worte den *Epîtres* und *Lettres*, sowie den poetischen Werken Hamiltons gewidmet. Von den elf Episteln, die Hamilton teils in Prosa, teils in Poesie oder in Poesie und Prosa geschrieben hat, ist die am bekanntesten geworden, welche er an seinen Schwager Grammont zugleich mit der Übersendung der „Mémoires" gerichtet, und die das uneingeschränkte Lob selbst eines Boileau gefunden hat, der sich, als er die *Epître au Comte de Grammont* zur Einsichtnahme erhalten hatte, in einem Briefe vom 8. Februar 1705 in folgender Weise hierüber äußert[51]):

„Je l'ai lu avec un plaisir extrême tout m'y ayant paru également fin, spirituel, agréable et ingénieux. Enfin je n'y ai rien trouvé à redire que de n'être pas assez long; cela ne me paroit pas un défaut dans un ouvrage de cette nature, où il faut montrer un air libre, et affecter même quelquefois à mon avis, un peu de négligence."

Der Hauptvorzug der Episteln ruht zum großen Teil darin, daß Hamilton in diesen nach dem Vorbilde von

[50]) S. Bd. III, p. 3, 6, 7.
[51]) S. Bd. III, p. 48.

Chaulieu und La Fare in glücklicher Weise Prosa mit Poesie zu vermengen versteht. Auch in den anderen Episteln und Briefen dieser Art hat Hamilton die Vermischung von Prosa mit Versen erfolgreich durchgeführt. Von dem großen Briefwechsel, in dem Hamilton zu einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten gestanden, und von dem Renouards Ausgabe offenbar nur einen kleinen Teil enthält, verdient in erster Linie der ausgedehnte briefliche Verkehr mit seinem Freunde, dem Herzog von Berwick, und mit Fräulein Bulkeley, der Freundin der Herzogin, Beachtung.

Von den übrigen Korrespondenzen ist, soweit ich ermitteln konnte, bis auf das Faksimile eines ungedruckten Briefes und das Bruchstück eines Originalbriefes, der sich in den Händen Mr. Bovets, des Besitzers der wohl größten Autographensammlung, befindet, nichts weiter erhalten. Die beiden Briefe sind bisher unveröffentlicht geblieben. Ich halte es aber dennoch im Interesse der Vervollständigung der bekannten Korrespondenzen Hamiltons für nötig, dieselben, wenn sie auch keinen literarischen Wert besitzen und keinerlei neue Gesichtspunkte über den Autor eröffnen, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Der erstgenannte Brief enthält ein zugunsten eines Landsmannes abgegebenes Zeugnis, dazu bestimmt, diesen aus einer unangenehmen Affäre, in welche er offenbar als das Opfer einer Namensverwechselung geraten ist, herauszureißen, und lautet also[52]):

„Monsieur

Je prens La Liberté d'adiouter un mot au Temoignage que mon frere rend au sieur Olivier, dans la Lettre qu'il a L'Honneur de vous écrire. Je puis donc vous assurer Monsieur que Je Le cognois depuis très Long temps, que qoy quil soit Etably en Angleterre pour son negoce,

[52]) S. Isographie des hommes célèbres (Paris, Bibliothèque Nationale im Département des Manuscrits.

toutes ses actions et sa conduitte ont témoigné quil estoit porté d'inclination pour Les interets de La France, quil est homme de probité, et que Je suis persuadé dans Le malheur ou il est a present, qu'il n'est coupable que par La ressemblance qu'il y a de son nom a celuy d'un certain du Livier autrefois Banquier.

Jay l'honneur d'Estre
Monsieur
Vostre tres humble et
tres obeissant Serviteur
Anth. D'Hamilton."

Das im Besitze Mr. Bovets befindliche Originalfragment gilt als ein sehr wertvolles Stück und gehört einem Empfehlungsschreiben an, das Hamilton für einen Landsmann an eine Behörde richtet, und hat folgenden Text:

„Dieu veuille vous oster de cette foule de cliens à qui vous donnez tant de temps sans vous y plaire, pour vous mettre dans un poste plus digne de votre mérite et plus utile au bien de l'Etat. Voyla du moins comme nou pensons, nous autres étrangers . . . .

Votre tres humble et très obeissant
servitheur
Anth. D'Hamilton."

Auch über die Poesie Antoine d'Hamiltons können wir uns kurz fassen. Seine Verse stehen an Bedeutung weit hinter seiner Prosa zurück. Wenn aber mancher unter den neueren Kritikern, so vor allem Sainte-Beuve, der Poesie Hamiltons jeglichen Wert aberkennt und die Lobsprüche, die seine Verse bei Männern wie Boileau oder Voltaire gefunden haben, lediglich als Höflichkeitsphrasen bezeichnet[53]), so liegt in dieser allgemein ausgesprochenen Beurteilung nach meiner Ansicht entschieden eine Unge-

[53]) S. Sainte-Bevue, Causeries du lundi, B. I, pag. 87; s. auch E. Arnd, Die Geschichte der französischen Nationalliteratur, Bd. I, p. 565 ff.

rechtigkeit. Die große Zahl von kleinen Gelegenheitsgedichten, von *Chansons, Rondeaux, Bouquets* und *Couplets*, die in der lässigen Art der Verse La Chapelles voll von witziger Schalkhaftigkeit und Ironie, von geistreichen Wendungen und Kontrasten geschrieben sind, und die auch an die poetischen Werke Chaulieus erinnern, haben zwar heutzutage an Interesse naturgemäß eingebüßt, doch trifft das Gleiche keineswegs bei den Versen zu, die wir beispielsweise in der „Epistel an den Grafen Grammont" oder vor allem in den Märchen Hamiltons lesen. Niemand wird bei objektiver Beurteilung leugnen können, daß die poetische, versifizierte Einleitung des *Bélier* sehr reizvoll ist, und daß diese Verse so manches Mal der Prosa an Wert kaum nachstehen. Voltaire zitierte, wie La Harpe sagt, speziell den Anfang des *Bélier* oftmals als ein Stück echter Poesie, und wenn er schreibt von den

„Vers moins allongés et d'une autre mesure,
Qui courent avec grâce et vont à quatre pieds
Comme en fit Hamilton comme en fit la nature,"[54])

so darf man wohl annehmen, daß dieses Urteil seiner innersten Überzeugung entsprochen hat.

Wie hinlänglich gezeigt wurde, lag also die Hauptstärke Hamiltons in der Behandlung der Prosa, in der er so ziemlich das Höchste erreicht hat, was der Franzose in der Darstellung seiner Sprache für erstrebenswert hält, die getreue Wiedergabe des „Esprit français". Und die Darstellung der „Plaisanterie française" ist ihm gelungen wie wenig anderen.

Der Reiz von Hamiltons Stil besteht nicht in langweiligen Antithesen, wie sie Sandraz mit Vorliebe in seinen Werken verwendet, oder in gezwungenen Wortspielen, in kunstvoll zusammengedrechselten Phrasen, um eine bestimmte Wirkung zu erreichen. Er zielt nicht wie die meisten französischen Schriftsteller seiner Zeit ab-

[54]) Diese Verse finden sich in Voltaires Trois Manières.

sichtlich darauf hin, durch „traits“ zu glänzen. Dennoch ist seine Erzählung stets überreich daran.

Zuweilen begegnet man witzigen Wortspielen. Es macht Hamilton offenbar Vergnügen, hie und da einfache Tatsachen umständlich auszudrücken, und er freut sich, wenn es ihm gelingt Wendungen zu finden, wie an den beiden folgenden Stellen seiner *Mémoires de Grammont*:

„Avant ces furieux orages qui réduisent le gouvernement aux souterrains, et la garnison en poudre.“

oder im folgenden Satze:

„Au lieu de prendre les ordres, il prit le chemin de l'Angleterre, et Mademoiselle Bedingfield pour femme.“

Das sprudelt alles so ungezwungen hervor, das klingt so natürlich, so scherzhaft und zeugt von gesundem Witz, wie er ihm als geborenem Engländer in besonderem Maße eigen war.

Stets zeichnet sich der Stil Hamiltons durch lebhafte, heitere, geistreiche und vor allem natürliche Ausdrucksweise aus.

Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln mit Absicht bereits so viele Stellen aus den Werken unseres Autors zitiert, welche die hervorragende Schönheit seiner Sprache und seines Stils veranschaulichen, daß es weiterer Beispiele nicht mehr bedarf. Wie schon mehrfach erwähnt, ist der Stil Hamiltons am vollendetsten in seinen *Mémoires du Comte de Grammont* ausgeprägt, und dieses Werk ist, von einigen veralteten Formen und grammatischen Wendungen abgesehen, auch heute noch als ein mustergültiges und charakteristisches Vorbild echt französischer Schreibweise zu betrachten.

Wenn sich auch Voisenons[55]) Ausspruch: „Cet ouvrage est à la tête de ceux qu'il faut régulièrement relire tous les ans,“ nicht mehr auf unsere moderne Zeit mit anderem Fühlen und Denken anwenden läßt, so stimmen wir doch

[55]) Der Abbé de Voisenon lebte von 1708—1775.

dem bei, was Sainte-Beuve, der bedeutende Kritiker der französischen Sprache und Literatur, über Hamilton sagt, wenn er seiner unverhohlenen Bewunderung für ihn mit den Worten Ausdruck verleiht:

„On a vu d'autres étrangers, Horace Walpole, l'abbé Galiani, le baron de Besenval, le prince de Ligne, posséder ou jouer de l'esprit français en merveille; mais pour Hamilton c'est un degré qui ne permet plus qu'on n'y distingue autre chose: il est cet esprit lui-même." —

Anhang.

Ausgaben der Werke Hamiltons.

A. Gesamtausgaben.

Oeuvres du Comte A. Hamilton. Paris et London 1749–1771. 7 vol., 12°.

Oeuvres d'Hamilton. Paris (?) 1777. 7 vol., 12°.

Oeuvres completes du Comte A. Hamilton (avec des not. hist. et litt. p. Auger). Paris 1804. 3 vol., 8°.

Oeuvres d'Hamilton. Paris 1805. 3 vol.

Oeuvres du Comte Antoine Hamilton. Paris, A. A. Renouard, 1812 III vol. 8°.

Oeuvres du Comte A. Hamilton. Paris, Renouard, 1813. 5 vol., in 18°.

Les Oeuvres completes d'Hamilton. Paris, Renouard. 5 vol., in 18°.

Oeuvres du Comte A. Hamilton avec une notice sur la vie d'Hamilton par Depping. Paris, Belin, 1818. 2 part. en 1 vol., in 8°.

Les Oeuvres d'Hamilton précédées d'une notice historique sur sa vie et ses ouvrages par J.-K. J.-Champagnac. Paris, Salmon. 2 vol., in 8°.

B. Ausgaben vermischten Inhalts.

Oeuvres du Cte. d'Hamilton auteur des mémoires du C. de Gr. t. quatrième contenant ses Oeuvres mêlées en prose et en vers; chez Etienne Néaulne. Utrecht 1731, in 32°.

Oeuvres mêlées, en prose et en vers. Paris, J. Fr. Josse, 1731, in 12°.

Oeuvres diverses. Paris, Josse, 1731, in 12°.

Oeuvres diverses. Paris, Josse, 1749, in 12°.

Oeuvres diverses. Londres et Paris, Lejay, 1776/1777, in 12°.

Oeuvres diverses. Paris, Renouard, 1813, in 18°.

Mémoires de Grammont et contes, précédés d'une notice p. Auger. Paris, Furne et Cie. 1862 gr. in 8°.

C. Ausgaben der Mémoires de Grammont.

Mémoires de la vie du cte. de Grammont, contenant particulièrement l'histoire amoureuse de la cour d'Angleterre, sous le regne de Charles II. Cologne, P. Marteau, 1713, in 12°.

A. 1713. Cologne, P. Marteau, in 12°. (S. Katalog der Bibliotheque Nationale in Paris, Bd. 9, unter Histoire de France.)

B. 1713. Cologne, P. Marteau, in 12°.

C. 1713. Cologne, P. Marteau, in 12°.

D. 1714. 2. éd. Cologne, P. Marteau, in 12°.

E. 1715. Cologne, P. Marteau, in 12°.

Mémoires de la Vie du Comte de Grammont, contenant particulièrement l'Histoire amoureuse de la Cour de l'Angleterre sous le Règne de Charles II. Rotterdam 1716.

F. 1731. La Haye, P. Gosse, in 12°.

Mémoires de la Vie du Comte de Grammont. Utrecht 1732.

M. 1737. Mémoires de la Vie du Comte de Grammont. La Haye, chez Jean Néaulne, 1737, in 32°.

Mémoires du Comte de Grammont, La Haye, P. Gosse et J. Néaulne, 1741, in 12°.

Mémoires du Comte de Grammont. Paris, Imprimerie de Charles J. B. Delespine, Imprimeur du Roi 1749, in 32°.

Mémoires du Compte (sic!) de Grammont. Amsterdam 1760, 12mo.

Paris, impr. de Didot, 2 vol. in 12°. Réserve, rel. aux armes de Marie Antoinette.

M. Nouvelle éd.; augmentée de notes et d'éclaircissements nécessaires, par M. Horace Walpole. Impr. à Strawberry Hill, in 4°, 1772.

1776. Londres, 2 vol., in 12°.

Mémoires du Comte de Grammont. Paris (Artois), nur 3 Exemplare gedruckt, 3 vol., in 18°, 1780.

Mémoires du Comte de Grammont. Londres 1781, 2 vol., in 24°.

D. Par ordre de Mr. le Compte d'Artois. Paris, imp. de Didot aîné, 3 vol. in 18°, 1781.

Mémoires, nouvelle édition. Londres, Dodsley, in 4°, 1783.

Mémoires, Paris, Didot aîné, 3 vol. in 18°, 1783.

Mémoires du C. de Gr.; édition ornée de 72 (78) portr. gravés d'après les tableaux originaux, Londres, Edwards (1792), gr. in 4° pap. vel. Edition préférable aux précédentes, parcequ'elle est plus belle et parcequ'elle contient des notes meilleures et plus étendues.

Mémoires du Comte de Grammont. Londres 1793, in 4°.

Mémoires, Paris, J. B. Fournier père et fils, 1802, 2 vol., in 36°.

Mémoires du Comte de Grammont, 2 vol. 8° mit biogr. Notizen u. 64 Portraits von E. Scriven, 1811.

Les Mêmes, édition précédée d'une Notice biogr. sur le comte Hamilton. London, Miller, 1812, 2 vol. gr. in 8° et de format in 4°. Cette éd. in 8°, quoi-que moins somptueuse que celle de 1792, in 4°, doit lui être préférée. Elle est armée de 64 portr. gravée par E. Scriven. Le texte a été revu par Bertrand de Moleville, à qui l'on doit également la traduction des notes qui y sont jointes. La plupart de ces notes, tirées de l'édition anglaise de 1811, passent pour être de W. Scott.

Mémoires, Paris, A. A. Renouard, 1812, 2 vol., in 18°.

Mémoires, Paris, Ledoux et Teuré, 1815. 2. vol., in 12°.
Mémoires, précédés d'une notice par Auger, 1815.
Mémoires, Paris, Ledoux et Teuré, 1818. 2 vol., in 12°.
Mémoires, Paris, Ménard et Desenne fils, 1819. 2 vol., in 18°.
Mémoires du Comte de Grammont, 1820 Paris, Lebégne. 2 vol., in 12°.
Mémoires, Paris, Delongchamps, 1823. 2 vol. in 32°.
Mémoires, Paris, Salmon, in 8°. 1825.
Mémoires, avec des notes historiques et une nouvelle notice par A. Lesourd. Paris, Werdet et Lequeen fils, 1826. 2 vol., in 32°.
Mémoires, Paris, L. de Bure, 1826. 2 vol., in 32°.
Mémoires, Paris, Dauthereau, 1827. 2 vol., in 32°.
Mémoires, précédés d'une notice historique par M. Auger. Paris, Bardouin fr., 1828, in 8°.
Mémoires, Paris, bureau de la bibliothèque choisie, 1829, in 8°.
Mémoires, Paris, bureau des éditeurs, 1830. 2 vol., in 18°.
Mémoires, précédés d'une notice historique par M. Auger, Paris, A. Gobin, in 8°, publié par Léon Thiessé. — Le faux titre porte: Oeuvres choisies d'Ant. Hamilton. 1830.
Mémoires, Paris, 1847, Paulin, in 16°.
Mémoires du chevalier de Grammont, précédés d'une notice sur la vie et les ouvrages d'Hamilton, p. Auger, Paris (Didot fr.), 1851, in 12°.
Mémoires du chevalier de Grammont, précédés d'une notice sur la vie et les ouvrages d'Hamilton, par M. Auger etc. Voyage de Chapelle et de Bachaumont. 1851, Paris, Didot fr. 1851, in 12°.
Mém. du chev. de Gr. d'après les meilleures éd. angl. accompagnées d'un appendice contenant des extraits du journal de Samuel Pepys et celui de John Evelyn sur les faits et les personnages des Mém. de Gr., des dépêches du Comte de Comminges, ambassadeur français à Londres, d'une introduction, de commentaires, de notes et d'un index, par M. Gustave Brunnet. Paris, Charpentier, 1859, gr. in 12°.
Mémoires du chevalier de Grammont, d'après les meill. éd. angl. accomp. d'un appendix contenant des extraits du journal de Samuel Pepys et de celui de John Evelyn sur les faits et les personnages des mémoires d. G., des dépêches du Comte de Cominges, Ambassadeur français à Londres; d'une introduction, de commentaires, de notices, de notes . . . par M. Gust. Brunnet. Paris, Charpentier, 1859, in 18°.
Mémoires du chevalier de Grammont. 2. éd., Paris, Charpentier, 1864, in 18°.
Mémoires du Comte de Grammont. Nouv. éd., revue d'après les meilleures textes et précédés d'une notice sur l'auteur p. Sainte-Beuve. 1866, P. Garnier, in 12°.
Mémoires du Chevalier de Grammont. 1874. 2 vol., in 32°.
Mémoires du chevalier de Grammont, avec une introduction p. Lescure 1876, in 16°.

Mém. du Comte de Grammont, hist. am. de la cour d'Angleterre. Réimpression conforme à l'édition princeps (1713). Préfaces et notes par Benjamin Pifteau. 1876, in 8°.

Mémoires du Comte de Grammont avec notice, variantes et index p. Henri Motheau, 1877, in 16°.

Histoire amoureuse de la Cour d'Angleterre. Nouv. éd. Dentu 1882, in 16°.

Mémoires du Comte de Grammont. Un portrait d'A. Hamilton et trente trois compositions de C. Delport, gravés au burin et à l'eau forte par L. Boisson. Préface de H. Gausseron, 1888, in 4°.

D. Ausgaben der Contes.

Le Bélier, conte par A. Hamilton. Paris, J. F. Josse, 1730, in 12°.

Histoire de Fleur d'Epine, Conte. Paris, J. F. Josse, 1730, in 12°.

Les Quatre Facardins, conte. Paris, J. F. Josse, 1730, in 12°.

Histoire de Fleur d'Epine. 1744 Paris, in 12°.

Les Quatre Facardins. Paris 1749, in 12°.

Contes d'Hamilton, Artois-Collection. Paris 1781, in 8°.

Contes d'Hamilton, jolie édition faisant partie de la collection d'Artois, contenant trois contes: le Bélier, l'Histoire de Fleur d'Epine et les Quatre Facardins. Paris (Didot) 1783, in 18°.

Le Bélier, Fleur d'Epine, les Quatre Facardins. („Le Cabinet des Fées", vol. XX), 1785, Amsterdam, in 8°.

L'Enchanteur Faustus („Voyages imaginaires, Songes, Visions et Romans Cabalistiques", vol. XXXV). Amterdam 1789, in 8°.

Le Bélier, Fleur d'Epine, les Quatre Facardins, avec la suite des Fac. et de Zéneyde, par M. le duc de Levis. Paris, Renouard, 2 vol. in 18° et in 8°. 1813.

Contes d'Hamilton (vol. XIII u. XIV. de la Collection, dediée à Madame la duchesse d'Angoulême"). Paris 1815, 3 vol. in 16°.

Les mêmes (in Collection de Classiques Français. Paris, Dauthereau, 1826, 2 vol. in 32°.

Les mêmes (in Collection des meilleurs Romans Franç. et étr.). Paris 1828, 2 vol. in 32°.

Histoire de Fleur d'Epine, suivie de fragments choisis des Mémoires de chevalier de Grammont. Avignon, Chaillot, 1862, in 18°.

Les Contes de fées. Le Bélier, Hist. de Fl. d'Ep., L'Enchanteur Faustus, les Quatre Fac., complétés par le Grand Jacques, 4 vol. in 32°, avec gravures. 1868. Librairie du Petit Journal.

Contes publiés avec une notice de Lescure 4 vol. in 16°. Librairie de Bibliophiles 1873—74.

Les Contes des Quatre Facardins, première partie. Continué par M. J. 12. (Toulouse Privat), Lemerre, 1883, in 8°.

Bibliographie.

Abbé, S*** de Castres: Les Trois Siècles de la Littérature Française ou tableau de l'ésprit de Nos Ecrivains; La Haye. Paris 1779, in 8°. S. 299. Bd. II.

Paul Albert: La Littérature française au dix-septième siècle. Paris 1884, in 8°.

André le Breton: Le Roman au dix-septième siècle. Paris. Hachette, 1890, in 8°.

Anselme Père: Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de France des Pairs. 1730, in fol°.

Mervyn Archdall: Monasticum Hibernicum. London 1786, gr. in 8°.

Lord of Arlington: Lettres. Utrecht 1701, 1706. 2 vol. in 8°.

Eduard Arnd: Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zu der Revolution. Berlin 1856. 2 Bände in 8°.

L'aventure du Chevalier de Grammont (Autor unbekannt; Manuskript No. 3208 in der Manuskriptenabteilung der Bibliothek Saint-Gèneviève in Paris).

F. Barrière: La Cour et la Ville sous Louis XIV., Louis XV. et Louis XVI. Paris. Dentu 1830, in 8°.

J. Bédier: Les Fabliaux. Paris 1893, in 8°.

Theodor Benfey: Pantschatantra I. Teil, Vorrede. Leipzig 1859.

Duc de Berwick: Memoiren. 2 Bände.

Bibliothèque universelle des Romans. Oct. 1775. Bd. II, p. 187.

G. Bornhak: Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zum Ende des zweiten Kaiserreichs. Berlin 1886, in 8°.

Bouterweck: Geschichte der Poesie, 9 Bände.

H. Breitinger: Die französischen Klassiker. Zürich 1887, in 8°.

J. Ch. Brunet: Manuel du Librairie et de l'Amateur de Livres. Paris, Didot frères, 1862, in 8°.

Ferdinand Brunetière: Manuel de l'Histoire de la Littérature française. Paris, de Lagrave, 1898, in 8°.

La Bruyère: Les Caractères. Paris 1856, in 8°.

Edward Bulwer-Lytton: Devreux in Collection of British Authors, Vol. XXI. Leipzig, bei Bernhard Tauschritz jun., 1842, in 24°.

Bussy Rabutin: Histoire amoureuse des Gaules, suivie de la France Galante, publ. p. Auguste Poitevin. Paris, A. Delahays, 1857, in 8°. 2 Bände.

Catalogue de l'Histoire de France: publié par ordre de l'Empereur. Paris, Didot fr, 1865, in 4°.

Biographie générale nouvelle par Didot: Tome 23, 24. Paris 1855—66, in 4°.

Jean Chapelain: De la lecture des vieux romans, publ. par Feillet. Paris 1870, in 8°.

Charnock: Biographia Navalis; i. 310—11.

E. Chasles: Histoire nationale. Paris 1870, in 12°.

De la Chenaye-Desbois et Bodier: Dictionnaire de la Noblesse. Paris, Schlesinger 1867, in 4°.

Cabinet des fées: Amsterdam, Paris 1786. Bd. 37, 17ff.

Collection de Documents inédits sur l'Histoire de la France, tomes I, III: Inscriptions de la France récueillies et publiées par M. F. de Guillermy. Paris 1873, in 4°.

Feuillet de Conches: Les Salons de Conversation du XVIII. s. Paris, Charavay, 1882, in 8°.

The Correspondance of Henry Heyde, Earl of Clarendon and of His Brother Lawrence Heyde, Earl of Rochester; with the Diary of Lord Clarendon from 1687 to 1690, Containing minute Particulars of the Events Attending. The Revolution and the Diary of Lord Rochester during his Embassy to Poland in 1676. II Bände. London, Henry Colburn, 1828, in 4°.

E. Cosquin: Contes populaires de Lorraine. Paris 1856.

V. Cousin: La société française au XVII. s. d'après le Grand Cyrus. Paris 1858, in 8°.

A Critical Dictionary of English Literature by S. Austin Allibone. Philadelphia, J. B. Lippincott & Co., 1872, in 4°.

Marquis de Dangeau: Journal .... Paris, Didot, 1854, in 8°.

Gabriel Daniel: Histoire de la milice française. Paris 1721, 2 vol. in 4°.

Dantès: Dictionnaire Biographique. Paris 1875, Boyer & Cie., in 8°.

J. Demogeot: Histoire de la Littérature française depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris 1871, in 12°.

A. S Deslongchamps: Essai sur les Fables Indiennes et sur leur Introduction en Europe. Paris 1838, in 8°.

Dictionary of English Literature by W. Davenport Adams. London, Paris, New-York, in 4°.

Dictionary of National Biography, Vol. XXIV. London, Smith, Elder & Cie., 1890, gr. in 8°.

Dictionnaire de tous les hommes: qui se sont fait remarquer par leurs écrits; Tom. IX. Bruxelles 1845, in 4°.

Firmin Didot & Cie: Nouvelle Biographie Générale. Paris, Didot, 1877, in 8°.

René Doumic: Histoire de la littérature française. 18. Aufl. Paris, Librairie Classique, Paul Delaplane, in 8°.

Duclos: Oeuvres 1821, Bd. III, p. 462.

Duclos: Considération sur les moeurs de ce siècle. Dodsley, London 1769, in 8°.

J. Dulon: Jacques II Stuart. La Famille et les Jacobites à Saint-Germain-en-Laye. St.-Germain, Lévêque, 1897, in 8°.

J. Colin Dunlop: History of fiction. London 1845, in 8°.

J. Colin Dunlop: Gesch. der Prosadichtungen oder Gesch. der Prosaromane etc ; Novellen, Märchen, übers. von Liebrecht. Berlin 1851, in 8°.

F. A. Ebert: Allgemeines Bibliographisches Lexikon. Leipzig, Brockhaus, 1821, in 8°.

Eduard Engel: Geschichte der französichen Literatur. Leipzig 1883, in 8°.

The Encyclopaedia Britannica: A Dictionary of Arts, Sciences etc., Vol. XI. Edinburgh 1880, in 4°.

Encyclopédie des Gens du Monde. Paris 1840.

The English Cyclopaedia: A New Dictionary of Universal Knowledge by Ch. Knight. London 1856, in 4°.

Monsieur de Fontenelle: Oeuvres. Paris 1743.

Nicolas Joseph Foucault: Mémoires aus Documents inédits sur l'histoire de France par F. Baudry. Paris 1862, in 4°.

Victor Fournel: La Littérature indépendante et les Ecrivains oubliés. Paris 1862, in 12°.

Généalogie de la Maison Hamilton, Manuskript No. 503 (Archives Nationales, Paris).

Eugène Géruzez: Histoire de la littérature française depuis ses origines jusqu'à la Révolution. Paris, 2 Bd., 1874, in 12°.

F. Godefroy: Histoire de la littérature française. II. éd. Paris 1897, in 8°.

Gothaischer Almanach, Gotha 1904, in 12°.

Abel Goujon: Histoire de la Ville et du Château de Saint-Germain-en-Laye. Saint-Germain, Goujon 1829, in 8°.

I. G. Th. Graesse: Trésor de Livres rares et précieux ou Nouveau dictionnaire Bibliographique. Paris, Dresden, Genève, Londres 1862, in 4°.

I. G. Th. Graesse: Das XVII. Jahrhundert in seinen Schriftstellern und Werken. Leipzig (Arnold) 1853, in 8°.

La Grande Encyclopédie, Publiée par une société de savants. Paris (ohne Datum) Lamirault, in 4°.

Wilhelm u. Jakob Grimm: Kinder- und Hausmärchen. 1856, Göttingen, III. Aufl., Bd. III.

A. de Gubernatis: Zoological Mythology. London 1870, Bd. II.

La Harpe J. T.: Cours de Littérature 2 vol. Paris 1820—21.

La Harpe: Lycée. 2. part. liv. II.

J. v. Hahn: Griechische und Albanische Märchen. Leipzig 1851, 2 Bd., in 8°.

P. D. Huet: Traitté de L'Origine des Romans, sixième édition. Paris, Th. Moëtte 1685, in 12°.

P. D. Huet: Zayde, Histoire Espagnole, par M. de Segrais; avec un traité de l'Origine des Romans. Paris, Ch. Osmont, 1705.

Inventaire Sommaire des Archives du Département des Affaires Etrangères. Mémoires et Documents. Paris, Imprimerie Nationale, 1896, in 8°.

Isographies des Hommes Célèbres ou Collection de Fac-Simile de Lettres Autographes et de Signatures. Paris, Alex. Mesnier, 1828—1830, in 4°.

Journal du Marquis de Dangeau avec les Additions inédites du duc de Saint-Simon publ. par M. Feuillet de Conches. Paris, Firmin Didot frères 1860, gr. in 8°.

Journal de Verdun 1730—31.

Le Petit de Julleville: Histoire de la Langue et de la Littérature française des Origines à 1900. Paris, Armand Colin et Co., gr. in 8°.

Adolphe Jullien: Les grandes Nuits de Sceaux. Le Théâtre de la Duchesse du Maine d'après des Documents inédits. Paris, J. Bauer, 1876, in 8°.

Heinrich Junker: Geschichte der französischen Literatur. Münster. Schöningh, 1898, gr. in 8°.

Fr. Kreyssig: Geschichte der französischen Nationalliteratur. Berlin 1873, in 8°.

Lafontaine: Fabeln.

L. Lalanne: Dictionnaire Historique de la France. Paris, Hachette, 1877, in 8°.

Andrew Lang: Custom and Myth., 2. éd. 1885 London, in 8°.

Ch. V. Langlois et H. Stein: Les Archives de l'Histoire de France. Paris, Alph. Picard, 1891, in 8°.

Gustave Lanson: Histoire de la littérature française. Paris, Hachette et Co., 1878, in 8°.

A. Lefèvre: Essai sur la mythologie dans les contes de Perrault. Paris 1875, in 18°.

Lescure: Contes de Féerie. Paris 1805, 3 vol. ed. 1873—74, 4 vol. in 8°.

Lettres Autographes, Composant la Collection de M. Alfred Bovet, décrites par Etienne Charavay, Ouvrages imprimés sous la direction de Ferdinand Calmette. Paris, Charavay 1885, in 8°, No. 1130, Pag. 413.

E. Levis: Souvenirs et portraits in Bibl. des mém., rel. à l'hist. de la Fr. tome 14. Paris 1882, in 8°.

Levis: Sur le genre et le mérite des Contes d'Hamilton. Vorwort zu: Suite des Quatre Fac. u. Zénéyde.

Friedrich von der Leyen: „Zur Entstehung des Märchens". Im Archiv für neuere Sprachen, Bd. 113ff.

O. Lorenz: Catalogue Général de la librairie fr. pendant 25 ans. Redigé par Lorenz, 1868, in 4°.

Ferdinand Lotheissen: Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert, II. Aufl., Bd. II (S. 170). Wien 1897, in 8°.

Conteurs français (Chefs d'Oeuvre des .....) p. Ch. Louandre. Paris, Charpentier & Co.

M. Luzel: Contes populaires de Basse Bretagne. Paris 1887, in 8°.

Mémoires biographiques et littéraires, notices par Lescure, erster und letzter Band. Paris 1881, in 8°.

Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres, Bd. II. Paris, Briasson, 1729, in 8°.

Michaud: Biographie universelle. Paris, Madame C. Desplaces, 1857, gr. in 8°.

Michaud & Ponjoulat: Memoiren (Nouvelle Collection 1—10).

Monasticum Hibernicum: Mervyn Archdall. London 1786, gr. in 8°.

Anatole de Montaiglon: Les Fabliaux. Paris 1872—95, Bd. 6, in 8°.

L. Moréri: Grand Dictionnaire historique. Paris, chez les Libraires associés, 1759, in fol.°.

Paul Morillot: Le Roman en France depuis 1610 jusqu'à nos jours (Lectures et esquisses). Paris, bei G. Masson, 1892, in 16°.

Max Müller: Essai über Vergleichende Mythologie, Einleitung.

D. Nisard: Histoire de la Littérature française. Paris 1881, 4 Bd. in 8°.

Palaestra XLVII: Die literarischen Vorlagen der Kinder- und Hausmärchen. Berlin, Mayer u. Müller, 1906, in 8°.

Papiers de famille, No. 670 Manuscr. (Archives Nationales, Paris).

Ch. Perrault: Les hommes illustres qui ont paru en France pendant le XVII. s. Paris 1701, in 8°.

Th. Pletscher: Die Märchen Charles Perraults. Berlin 1906.

Les Poètes français: Recueil de Chefs d'Oeuvre lyriques de la Poésie française depuis les origines jusqu'à nos jours par M. Ch. Asselineau & Hipp. Babon, Paris, Maison Quantin, 1887, in 8°.

J. B. Quérard: La France Littéraire ou Dictionnaire bibliographique. Paris, Didot frères, 1830, in 8°.

P. Quinault: Théâtre. Paris 1715, Bd. V.

Régistres paroissiaux de Saint-Germain-en-Laye 1719, folio 31.

Karl Reuschel: Volkskundliche Streifzüge. Dresden und Leipzig 1903, 8°, p. 255 ff.

La Revue politique et littéraire, Bd. VIII. Paris 1875, in 4°.

Henri Rigault: Le Journal pour tous. Paris 1856, in 4°.

C. A. Sainte-Beuve: Causerie du lundi I, p. 86 ff. Paris 1851, Garnier fr., in 8°.

Saint-Simon: Mémoires. Nouvelle éd. par A. de Boislisle. Paris, Hachette, 1895, gr. in 8°.

George Saintsbury: A History of Criticism and Literary Tast in Europe, 3 vol. Edinburgh and London 1904, in 8°.

Sandraz de Courtilz: La vie de Jean-Baptiste Colbert, Ministre d'Etat. Cologne 1695, in 8°.

Sandraz de Courtilz: Les intrigues amoureuses de la Cour de France. Cologne, Pierre Bernard, 1685, in 12°.

M. Sayous: Histoire de la Littérature française à l'étranger, II vol. in 8°. Paris 1852.

Mémoires du Marquis de Sourches: Sur le règne de Louis XIV., publiés par le comte de Gosnac et Edouard Pontal. Paris, Hachette et Co., 1883, gr. in 8°.

Staaff: La Littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. Paris 1871, in 8°.

Suchier-Hirschfeld: Die Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, Wien, Bibliogr. Inst., 1900, in 8°.

W. C. Sydney: Social Life in England. London 1892, 8°, p. 372. .

H. Taine: Hist. de la littér. anglaise 1873, Livre III.

E. Tylor: Researches into the early history of Mankind. London 1865, in 8°.

Valkenaer: Lettres sur les Contes de fées attribuées à Perrault et sur l'origine de la féerie. Paris 1826.

G. Vaperau: Dictionnaire universelle des Littératures, II. éd. Paris, Hachette, 1884, gr. in 8°.

Vinet: Chrestomathie française. Basel 1829—30, vol. 3, in 8°.

Voltaire: Catalogue des écrivains du siècle de Louis XIV.

Voltaire: Oeuvres complètes Bd. 8, 10, 14. Paris, Garnier et frères, 1885, in 8°.

Weimarer Beiträge, Weimar 1865, p. 190.

O. L. B. Wolff: Allgemeine Geschichte des Romans, von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. Jena 1841.

Curriculum Vitae.

Ich wurde am 23. April 1878 in Aschaffenburg (Unterfranken) geboren und verlebte dort meine ersten Lebensjahre. 1881 siedelten meine Eltern nach Würzburg, 1884 nach Landshut in Niederbayern über. Dort besuchte ich die Volksschule und das humanistische Gymnasium, welches ich im Sommer 1899 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Im Herbst bezog ich dann die Universität München, um mich dem Studium der neueren Sprachen zu widmen. Außer dem obligaten Englisch und Französisch nahm ich an Sprachkursen für Italienisch, Rhätoromanisch, Gotisch und Altnordisch teil, hörte auch Vorlesungen über Geographie und Musikwissenschaft. Das vierte Semester brachte ich zur Vervollkommnung meiner Kenntnisse im Französischen in Grenoble zu, an dessen Universität ich immatrikuliert war. Im Herbst 1902 unterzog ich mich mit Erfolg dem ersten Abschnitt der Prüfung für den Unterricht in den neueren Sprachen, und zwar aus der romanischen Philologie. Hierauf verließ ich die philologische Laufbahn, um die Konsulats-Karriere einzuschlagen. Zu diesem Zwecke studierte ich zunächst ein Semester an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. ins Konsulatsfach einschlagende Fächer, beteiligte mich dort nebenbei an den literarhistorischen und sprachwissenschaftlichen Übungen des Herrn Prof. Dr. Heinrich Morf. An Ostern 1903 siedelte ich nach Berlin über als Student der Rechte an der juristischen Fakultät der Universität und immatrikulierte mich zugleich am Orientalischen Seminar zwecks Studiums der Japanischen Sprache.

Meine Lehrer waren:

In München: Prof. Dr. Breymann, Prof. Dr. Schick, Prof. Dr. Paul, Prof. Dr. Oberhummer, Dr. Pirson, Dr. v. d. Pfordten, Dr. Hartmann, Dr. Sieper, Dr. v. d. Leyen.

In Grenoble: Prof. Besson, Prof. Marillot, Prof. Crozals, Prof. Colardeau.

In Frankfurt a. M.: Prof. Dr. Morf.

Zum Schlusse erübrigt dem Verfasser noch die angenehme Pflicht, Herrn Prof. Dr. Morf für die Anregung zu dem vorliegenden Thema und besonders Herrn Prof. Dr. Zenker in Rostock für mancherlei freundliche Ratschläge bei der Redaktion der Arbeit seinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Wilhelm Kissenberth.